

# Felix Mendelssohn Frankfurt am Main und der Cäcilien-Verein

von Prof. Dr. Carl Heinrich Müller  
Archivar des Cäcilien-Vereins zu Frankfurt a. M.



Die neue Disputa

Sonderdruck aus Volk und Scholle 1925  
Darmstadt 1925

# Felix Mendelssohn, Frankfurt a. M. und der Cäcilien-Verein

## I. Der Knabe Felix (1809–24).

Felix Mendelssohn-Bartholdy war wie Goethe ein „Glückskind“ im wahren Sinne des Wortes. „Er brauchte nicht zu schaffen, um zu leben, aber er lebte, um zu schaffen.“ Seine Beziehungen zu Frankfurt am Main sind so mannigfaltig und so eingreifend in sein inneres Leben, daß es sich reichlich lohnt, diesen Fäden nachzugehen“<sup>1)\*</sup>

Als Auftakt zu Felix' Frankfurter Beziehungen darf man gewissermaßen seinen ersten Besuch bei Goethe in Weimar betrachten, der durch seinen Lehrer Zelter vermittelt wurde. In „Zelter, Briefwechsel mit Goethe“, einem heute noch äußerst lezenswerten Buche, werden die Einzelheiten genau beschrieben. Ein anderer Zeitgenosse und väterlicher Freund Mendelssohns, der berühmte Sänger und Dramaturg Eduard Devrient, schildert den 13jährigen Knaben folgendermaßen<sup>2)</sup>: Sein „Habit“ bestand aus „einer am Halse weit ausgeschnittenen Jacke, über welche das weite Beinkleid geknöpft war. In dessen seitwärts eingeschnittene Taschen hatte der Kleine gern die Hände gesteckt und wiegte den Lockenkopf seitwärts hin und wider, wie er auch unruhig von einem Fuß zum andern trat. Mit fast ganz zugelegten Augenlidern, zwischen denen die braunen Augen hervorblitzten, stieß er seine Antworten auf die neugierig prüfenden Fragen – wie man sie an Wunderkinder zu richten pflegt – mit etwas anstoßender Zunge fast trotzig hervor.“

Sein Vater Abraham Mendelssohn, der Sohn des berühmten Philosophen Moses M., hatte ihn mit seinen 3 Geschwistern bereits 1816 in Berlin von einem evangelischen Prediger taufen lassen. Felix blieb in seinem ganzen Leben ein frommer Christ, der die Bibel kannte wie wenige, namentlich das neue Testament. Äußerlich zeigte er einen entschieden jüdischen Typus, schlank und gelenk, die schwarzen Locken flossen ihm bis auf den Nacken herab. In späteren Jahren soll er Meyerbeer recht ähnlich gesehen haben. In der trefflichen Biographie Mendelssohns von Ernst Wolff<sup>2a)</sup> auf die ich mich recht häufig beziehen werde, findet sich eine hübsche Zeichnung des jungen Felix am Klavier auf hohem Kissen von der Hand seines späteren

Schwagers, des Malers Wilhelm Hensel (S. 23.)

So haben wir uns nun den fast 13jährigen Felix vorzustellen, wie er an der Hand Zelters im November 1821 zu Weimar unter die Augen des berühmtesten Frankfurters tritt. Wir haben reizende Schilderungen dieses ersten Zusammentreffens mit Goethe, wodurch die späteren engen Beziehungen zu Frankfurt vorbereitet wurden. Außer Zelters Briefwechsel<sup>3)</sup> ist hervorzuheben die Schrift von Felix' Sohne Karl, des Freiburger Geschichts-Professors.<sup>4)</sup> Wir besitzen aber noch einen trefflichen Aufsatz von Professor Lobe, worin er uns ein Quartett mit Felix am Klavier schildert und eine ungemein lebendige Zeichnung von S. Döpler nach genauen Angaben von Zeitgenossen beigt.<sup>5)</sup>

Die erstaunliche Art, mit der der Knabe Felix vom Blatt spielte und selbst die krausen Züge eines Beethovenschen Original-Manuskriptes nach kurzem Besinnen entzifferte, ferner die feine Kunst des Fantasierens über ein gegebenes Thema, das veranlaßte den greisen Dichter, während der Kleine wieder draußen im Garten herumsprang, zu der Äußerung:

„Die musikalischen Wunderkinder sind zwar hinsichtlich der technischen Fertigkeit heutzutage keine so große Seltenheit mehr; was aber dieser kleine Mann im Fantasieren und Primavista Spielen vermag, das grenzt ans Wunderbare, und ich habe es bei so jungen Jahren nicht für möglich gehalten.“ — „Und du hast doch den jungen Mozart in seinem 7. Jahr in Frankfurt mit angehört?“ sagte Zelter. — „Ja“, erwiderte Goethe, „damals zählte ich selbst erst 12 Jahre und war allerdings, wie alle Welt, höchst erstaunt über die außerordentliche Fertigkeit desselben; was aber dein Schüler jetzt schon leistet, mag sich zum damaligen Mozart verhalten, wie die ausgebildete Sprache eines Gebildeten zu dem Lallen eines Kindes.“

Als man in Goethes Gegenwart äußerte, daß die Welt in diesem Knaben einen zweiten Mozart erhalten werde und dies um so sicherer, als er von blühender Gesundheit trotzte und alte äußeren Umstände ihm so günstig wären, entgegnete er: „Möchte es so sein! Wer aber kann sagen, wie ein Geist sich in der Folge entwickeln wird? Mir haben schon so manches vielversprechende Talent falsche Wege einschlagen und unsere großen Erwartungen täuschen sehen. Indes davor wird diesen jungen

\* Diese Ziffern deuten auf die benutzte Litteratur und andere Nachweise hin, die sich im Anhang dieses Aufsatzes befinden.

Geist der Lehrer bewahren, den ihm das gute Glück in Zelter zugeführt hat.“ — „Ich nehme es wohl Ernst mit dem Jungen“, meinte Zelter, „und halte ihn neben seinen eignen, freien Arbeiten immer bei der Stange der strengen Kontrapunkte. Allein wie lange kann das noch dauern, so entläuft er meiner Zucht, – ich kann ihn ja eigentlich jetzt schon nichts Wesentliches mehr lehren – und einmal frei, wird sich zeigen, wohin seine eigentliche Richtung geht.“

Der junge Mendelssohn war bereits im Jahre 1818, also neunjährig, in einem öffentlichen Konzerte aufgetreten, und zwar mit großem Erfolg. Aber man war so vorsichtig, ihn in der Folge zurückzuhalten, und erst am 31. März des für unsere Betrachtung so wichtigen Jahres 1822 trat er wieder öffentlich auf in einem Konzert des Frankfurters Aloys Schmitt, das dieser in Berlin gab. Er spielte ein Stück von Duffet für 2 Klaviere. Damit war eine zweite Verknüpfung mit Frankfurt gegeben, und wir können uns nunmehr zu jener berühmten Sommerreise des Jahres 1822 wenden, die ihn über Frankfurt nach der Schweiz und wieder zurück nach Frankfurt führte.

Die Reisegesellschaft bestand aus den Eltern, den 4 Kindern Fanny, Felix, Rebekka und Paul im Alter von 16, 13, 11 und 6 Jahren und dem Hauslehrer Dr. Hense, dem Vater des berühmten Paul Hense. Hier in Frankfurt gesellten sich noch zwei junge Damen hinzu: Marianne und Julie Saaling, letztere die spätere Frau des Dr. Hense. Aloys Schmitt, den sie alsbald aufsuchten, gab ihnen eine Musik, die Fanny folgendermaßen beschreibt<sup>9)</sup>:

„... Du glaubst nicht, wie die lieben Leute [in Frankfurt] uns die Ohren vollgerakelt haben. Da kam zuerst ein Violinspieler aus Paris, Fémy, Schüler von Baillot, der einen großen Ruf hat. Aufrichtig gesagt, gefiel er mir gar nicht. Alles weich, verschwommen und verwischt, keinen Strich, keinen Ton, keine Kraft. Felix war meiner Meinung. Dann begleiteten sie dem armen Felix sein Quartett [C-Moll-Quartett für Klavier, Geige, Bratsche und Baß, erstes gedrucktes Werk 1822]. Mein einziges Vergnügen dabei war, Physiognomik zu studieren. Dann mußte ich etwas spielen und – heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen. Das ganze Zimmer voll wildfremder Menschen, Schüler und Freunde von Schmitt, die Begleitung sehr schlecht, ich zitternd an jeder Fiber, warf so komplett um, das ich vor Ärger mich und die anderen hätte prügeln mögen. Mich vor 20 Klavierspielern so zu bla-

mieren! Ich gehe darüber hinweg, sonst erhitze ich mich wieder. Dann spielte Fémy noch ein Quartett und zuletzt Schmitts jüngerer Bruder Variationen von seiner Komposition. Schmitt hat eine gar nette „Baumschule“ um sich: der jüngere Eliot aus Strelitz war auch hier und Ferdinand Hiller, sein Lieblingsschüler, ein schöner Knabe von 10 Jahren, mit freiem und offenem Äußeren.“ Hier wurde denn auch der Grund zu der langjährigen innigen Freundschaft zu Hiller geschlossen, damals auch noch ein Knabe mit langen braunen Locken\*.

Nach der Schweizerreise, im September, traf Eduard Devrient, der sich auf einer Prüfungs- und Studienreise befand, in Frankfurt auf der Straße mit Dr. Hense und Felix zusammen, dessen Äußeres sich verändert hatte. „Die schönen braunen Locken waren bis ins Genick verkürzt, das Kindeshabit war einem Knabenhabit gewichen. Die Reform war seinem Alter gemäß, aber ich vermißte das früher eigentümliche Aussehen ungern ... Der Musikhändler und Komponist André von Offenbach, ein korpulenter Mann mit lauter Rede und ebenso lautem Lachen, kam auch, um Felix kennen zu lernen, und produzierte von seinen neuen Liederkompositionen. Er forderte Felix heraus, auf dem Flügel zu fantasieren, eine Kunst, die damals durch Hummels Vorgang sehr beliebt war und für die Probe eines echt musikalischen Klavierspielers galt. Felix, der schon seine außerordentliche Fähigkeit darin bewährt hatte, machte sich das stille Vergnügen, das Thema eines soeben gehörten Liedes von André und eines von meiner [Devrient!] bescheidenen Komposition – das ich ihm einmal gezeigt und er in seinem nichts verlierenden Gedächtnisse behalten hatte – einzupflechten und zu verarbeiten. Er lachte nachher darüber und erinnerte sich später gerne daran, wie André, breit neben dem Flügel sitzend, sein Thema, so oft es erschien, mit lautem Lachmeckern begrüßte, und ich [Devrient], hinter Felix' Stuhl stehend, mein Thema mit sanftem Knurren rekognoszierte, und wie er uns beide diese Künste immer wieder habe wiederholen lassen.“ In diesen September 1822 fällt nun auch die erste Begegnung mit Johann Nepomuk Schelble, dem gefeierten ersten Diri-

\* Ferd. Hiller galt damals ebenfalls als Wunderkind. Im Jahre 1825 wurde sein Schicksal im Hause Wilh. Speyers, des Liederkomponisten, entschieden, gerade als Spohr zu Besuche weilte und den Jüngling prüfte. „Der Junge soll zu Hummel nach Weimar gehen!“ war Spohrs Urteil, und so wurde Ferd. Hiller der Schüler Hummels, der ihn 1827 mit nach Wien nahm, wo beide schmerzvoll an Beethovens Sterbebette standen.

genten und Begründer des Cäcilien-Vereins. Schnyder v. Wartensee, einer der hervorragendsten Musiker des damaligen Frankfurt, erzählt uns in seinen Lebenserinnerungen<sup>7)</sup> (S. 369): „Schelble hatte mich zu sich eingeladen; er wohnte damals „hinter der Schlimmen Mauer“. Zwei liebliche Kinder spielten Hummels Klavier-Sonate in As-Dur meisterhaft; es waren Fanny und Felix Mendelssohn.“ Schnyder setzt die Begegnung in das Jahr 1821, aber es kann keinem Zweifel unterliegen, dass es 1822 war. „Im Cäcilien-Verein aber“, so erzählt uns weiterhin Eduard Devrient, „wo Felix auf des Direktors Schelbles Bitte ebenfalls fantasierte, nahm er es ernsthafter [als bei André], knüpfte an die vorher gesungene Motette von Bach an und riß durch Reichtum der Empfindung, durch den strengen Stil der Behandlung, wie durch die erstaunliche Fertigkeit und energische Ausdauer uns Alle, die wir ihn hörten, zur Bewunderung fort. Diese Stunde gewann dem Knaben Schelbles Freundschaft, mir [Devrient] machte sie Felix' großen Beruf überzeugend.“ — Dies Zugeständnis ist viel aus dem Munde eines Berliners. Und in der Tat, Schelble ist dem Knaben, wie wir sehen werden, ein väterlicher Freund geblieben, und der Mann Felix hat diese Freundschaft reichlich vergolten. Wir sehen also, wie durch den jungen Hiller<sup>8)</sup> und den gereiften Schelble Fäden gesponnen werden, die Mendelssohn fest und unverbrüchlich mit Frankfurt verknüpfen. Fügen wir noch hinzu, daß sich in dieser Zeit der 46jährige Vater Abraham M. in aller Stille hier in Frankfurt von dem französisch-reformierten Pfarrer Jeanrenaud taufen ließ, so taucht auch bereits dieser Name auf, der für Felix so bedeutsam werden sollte.

Dass der Cäcilien-Verein, der damals ebenfalls in Schelbles Musiksaal „hinter der Schlimmen Mauer“ probte, einen nachhaltigen Eindruck auf Felix gemacht hatte, geht vor allem daraus hervor, dass der Knabe alsbald nach jenem Auftreten ein „Jube Domine“ in C-Dur komponiert und die eigenhändige Niederschrift dem Cäcilien-Verein widmet. Dies Schriftstück ist ein kostbarer Besitz des Cäcilien-Archivs und wird in der Frankfurter Stadtbibliothek aufbewahrt. Die Schrift ist schön, noch etwas knabenhaft, läßt aber die späteren zierlichen feinen Schriftzüge Mendelssohns schon erkennen: Jube Domine, ein Abendgebet. Dem hochverehrten Cäcilien-Verein hochachtungsvoll gewidmet vom Komponisten. Berlin, 4. November 1822. — Seine Schwester Fanny nennt in einem kleinen Verzeichnis von Felix' Jugendarbeiten jenes Quar-

tett in C-Moll an 6. Stelle und unser „Jube Domine“ an neunter.

Auf der Rückreise von Frankfurt nach Berlin in diesem denkwürdigen Herbst verweilte Felix noch einige Tage bei Goethe in Weimar und musste erzählen und durch sein Spiel den greisen Dichter aufheitern. — „Da, wecke die Geister, mein David, ich werde keinen Speer nach dir werfen!“ sprach Goethe eines Abends zu dem freudig erregten Knaben und zeigte auf das Klavier.

Von dieser Zeit ab riss der Faden, den Felix M. mit Frankfurt verknüpfte, nicht mehr ab. Im Dezember 1823 widmete Felix „Herrn Direktor Schelble für den verehrten Cäcilien-Verein“ ein achtstimmiges Kyrie, dessen Autograph ebenfalls noch im Cäcilienarchiv vorhanden ist. Am 15jährigen Geburtstag (am 3. Februar 1824) erklärte Zelter Felix, den Lehrjungen, zum Gesellen „im Namen Haydns, Mozarts und Bachs“. Auffallend ist, dass man in diesen Kreisen noch ein gelindes Grauen vor Beethoven hatte. Er wurde wenig genannt und erst Bettina v. Arnim-Brentano gelang es allmählich, dem Titanen den ihm gebührenden Platz zu erringen. Mit jenem „Gesellen-Schlag“ schließt die Knabenzeit des frühreifen Felix ab, und wir wenden uns nunmehr zu

## II. Felix als Jüngling (1824 – 29).

Diese Zeit ist ausgezeichnet durch die gründliche Beschäftigung mit Bach, die ihn von neuem mit Frankfurt verknüpfen sollte. Schon im Winter 1822/23 hatten Fanny und Felix M., die beide Alt sangen, bei Zelter in der Berliner Singakademie einige „borstige“ Motetten von Bach mitgesungen. Zelter besaß in den Bachschen Manuskripten, die er aufgekauft hatte (darunter die Matthäus-Passion) einen geheimnisvollen, heiligen Schatz, den er wie ein Drache behütete. Damals hielt man noch Bach für einen unverständlichen, musikalischen Rechenmeister.

Die erste Kunde vom Vorhandensein der Matthäus-Passion brachte der berühmte Sänger und spätere Direktor des Münchener Konservatoriums Franz Hauser mit nach Frankfurt. Hier war er in den Jahren 1822 – 29 tätig. Er übermittelte seinem Freund Schelble zunächst einzelne Teile der Passion in Abschrift aus Berlin, und dieser probierte sie zuerst im kleinen (ausgewählten) Chor, um die große Masse an die fremdartigen Tonsätze zu gewöhnen. Übrigens hatten bereits Karl Maria v. Weber und der „Gespenster-Hoffmann“,

ein ausgezeichnete Musiker, die Größe Bachs erkannt. Beiläufig sei bemerkt, dass es Schelble nur unter Schwierigkeit gelang, den Franz Hauser in den Cäcilien-Verein zu bringen. Als Sänger und Schauspieler war Hauser für die feine Gesellschaft der „Cäcilia“ noch nicht ganz „ehrlich“. Erst nach einem längeren Briefwechsel, der im Cäcilienarchiv ruht, war es möglich, ihn als Ehrenmitglied einzuführen. Das hieß damals soviel als „außerordentliches Mitglied“.

Felix erhielt bereits 1823 eine vollständige Abschrift vom Zelterschen Manuskript der Matthäus-Passion, und zwar als Weihnachtsgeschenk von seiner Großmutter Fromet geb. Jugendheim, der Gattin des Moses M. Von da ab war diese Passion der Gegenstand seines beständigen Studiums, und in steter Verbindung mit Schelble reifte in ihm allmählich der Plan, das Riesenwerk zur Aufführung zu bringen. In diese Zeit fällt nun auch (1825) die Reise des jungen Mendelssohn mit seinem Vater nach Paris, um von dem alten Cherubini ein entscheidendes Urteil darüber zu erbitten, ob Felix die Musik zum Lebensberufe wählen sollte. Auf der Hinreise im Frühjahr machte er Halt in Frankfurt, und damals hörte ihn Ferd. Hiller im Cäcilien-Verein an einem Übungsabend hinreißend über ein Händelsches Motiv („Seht, er kommt“) fantasieren. „Ich weiß nicht (sagt Hiller), was mehr zu bewundern war, die kontrapunktische Gewandtheit, der Fluß, die Ruhe, mit welcher die Klangwogen hinströmten, oder das Feuer, der Ausdruck und die außerordentliche Technik, die sein Spiel charakterisierten. Er mußte in jener Zeit sich sehr in Händel [und Bach] vertieft haben, denn die Figuren, in welchen er sich bewegte, waren durchaus händelsch. Die Kraft und Deutlichkeit seiner Gänge in Terzen, Septen, Oktaven war wahrhaft großartig, und doch ging Alles rein aus dem Stoffe hervor, ohne Anspruch auf Virtuosität, – alles Musik, echt lebendige, organische Musik. Hinreißend war er! So oft und so herrlich ich in späteren Jahren Mendelssohn noch gehört, einen berauschteren Eindruck als den, welchen mir der 16jährige Knabe damals gemacht, habe ich kaum von seinem Spiel je wieder gehabt.“

Das Jahr 1826 findet Felix bereits auf der Höhe der Entwicklung, es ist die Zeit des Oktetts für 4 Violinen, 2 Bratschen und 2 Cellos und vor allem für die Ouvertüre zum Sommernachtstraum (der Hochzeitsmarsch erschien erst 1843). Und nun beginnen auch (1827) die ersten Proben für die Matthäus-Passion im kleinen Privatchor zu Berlin und

gleichzeitig im Frankfurter Cäcilienverein. Ganz eigenartig ergriff das Werk die Sänger. „Mir ist, als ob ich das Meer von ferne brausen hörte!“ sagte ein Zuhörer. Im September 1827 besuchte Felix zur Erholung seinen Onkel Josef Mendelssohn, den Begründer des Berliner Bankhauses, zur Weinlese in Horschheim bei Coblenz, und auf der Rückreise besuchte er wieder den Cäcilien-Verein.\* In einem Briefe an Klingemann<sup>9)</sup> schreibt er: „Daß ich in Frankfurt gewesen bin (1827), erhellt schon aus dem Vorigen; auch habe ich dort im Cäcilien-Verein gespielt. Wenn sie aber gemeldet haben, wie Ihr mich fast ahnen laßt, ich habe entsetzlich schlecht gespielt, so haben sie gar nicht unrecht, denn ich war befangen wie ein junges Mädchen“. Felix hatte dem Schelble versprechen müssen, im Herbst nach Frankfurt zu kommen, um in der „Cäcilia“ der Aufführung eines ihm unbekanntes Oratoriums von Händel (Semele) beizuwohnen. Schelble hatte durch ein besonderes Rundschreiben zu dieser Feier eingeladen und den durch die bekannte „Frankfurter Weinlese“ stark beschäftigten Jüngling etwas befangen gemacht. Übrigens spielte er in dieser Zeit dem Ferd. Hiller in Frankfurt die erwähnte Ouvertüre zum Sommernachtstraum zum ersten Male vor. Auch hören wir wieder in einem Briefe an den bekannten Frankfurter Kunstschriftsteller Gollmick (3. Teil 1825), daß M. nach einem Operntext sucht und „Gustav Wasa“ als Stoff ins Auge faßt. In dieselbe Zeit fällt ferner die Absicht Nägels in Zürich, die große fünfstimmige H-Moll-Messe von Bach herauszugeben, deren Manuskript ihm gehörte und von der eine Abschrift im Archiv des Frankfurter Cäcilien-Vereins ruht. Unterdessen nahmen die Proben zur Matthäus-Passion in Berlin und Frankfurt ihren Fortgang, Felix M. hielt sie im herrlichen Familienhause, dem früheren Haus v. d. Recke, Leipziger Straße 3 und jetzigen Herrenhaus, mit seinem ausgewählten Chor ab. Dabei blieb er stets mit Schelble in Frankfurt in Fühlung, der dabei noch die Kühnheit hatte, einen Teil der Beethovenschen Missa solemnis aufzuführen. — Es war nun für die ganze Zukunft der Matthäus-Passion wichtig, den hochvermögenden Zelter dazu zu bewegen, daß das Werk als Ganzes von der Berliner Singakademie in Verbindung mit Mendelssohns Hauschor zur Darstellung gebracht würde. Um Zelter geneigt zu machen, bearbeitete M. für die Singakademie

\* Das Mendelssohnsche Gut ist jetzt als Stiftung in die Hände der Kaiserswerther Diakonissen übergegangen.

Händels „Acis und Galathea“ und verpflichtete dadurch Zelter ganz besonders, der sich sogar herbeiließ, die Passion bei Schlesinger erscheinen zu lassen. Den letzten Widerstand des mißtrauischen „musikalischen Maurermeisters“ aber kämpfte sein Freund, der Schauspieler und Sänger Eduard Devrient, nieder, als Felix bereits mutlos geworden war. Bezeichnend sind die Worte des nunmehr 20jährigen Mendelssohn nach Erledigung der letzten Schwierigkeit: „Es ist doch wunderbar, daß es ein Komödiant und ein Judenjunge hat sein müssen, die den Leuten die größte christliche Musik wiederbringen.“ — In Frankfurt hätte man die Passion noch früher als in Berlin zur Aufführung bringen können, aber äußere Schwierigkeiten verschoben sie hier bis zum 2. Mai 1829, während die Berliner am 11. März auftreten konnten, und zwar wurde an beiden Orten das Werk mit Kürzungen, aber sonst genau nach Bachs Instrumentierung gegeben; nur das einzige Rezitativ „Der Vorhang im Tempel zerriß“ wurde von Felix tonmalerisch instrumentiert.

Mit dieser Tat beschloß Mendelssohn seine Jünglingsjahre und wir sehen ihn jetzt nach der berühmten Reise nach England (Meeresstille und glückliche Fahrt) im Sommer 1829 und nach dem Ausflug nach Schottland mit Freund Klingemann (Schottische Symphonie und Hebriden-Ouvertüre) in das Mannesalter eintreten.

### III. Felix als Mann und Bräutigam.

(1829 – 37.)

Aus dem Jahre 1830 besitzen wir wieder ein Erinnerungszeichen an Frankfurt. Es ist ein „Ave Maria“, 8stimmiges Offertorium (Op. 23 Nr. 2), das in diesem Jahre in Wien entstanden, und dessen Manuskript mit einer Widmung an Schelble (vom 17. Sept. 1831) im Archiv des Cäcilien-Vereins liegt. Es war früher ein Lieblingsstück des Vereins. Nach dem Tode Schelbles (1837) erwarb die „Cäcilia“ die wichtigen Manuskripte und Drucksachen aus seinem musikalischen Nachlaß\*. Bei seinem Wiener Aufenthalt wohnte Felix bei dem alten Freunde Franz Hauser, der unterdessen von Frankfurt nach Wien übersiedelt war, in der sog. Bärenmühle. Über das langjährige Freundschaftsverhältnis gibt hinlänglich Aufschluß der von Hanslick herausgegebene Briefwechsel.

\* Ein Teil allerding, namentlich wertvolle Musikalien von Bach kamen in die Bibliothek des Frankf. Liederkränzes.

In Wien ist auch die Kantate entstanden „O Haupt voll Blut und Wunden“, von der der Cäcilien-Verein eine Abschrift aus dem Nachlasse Schelbles besitzt; sie ist nicht gedruckt worden.

Im November 1830 weilte er wieder in Frankfurt bei Schelble und hörte bei ihm ein „unbegreiflich rührendes“ Orgelstück von Bach. In einem Brief (14. XI. 1830) an seine Schwester Fenchel (Fanny) sagt er: „Ich wollte das Stück abschreiben, ... legte das Papier abends zurecht, und als ich morgens aufstand, war das Ganze schon fertig geschrieben. Schelble war früher aufgestanden ... und war mir zuvorgekommen. An diesem kleinen Zug kannst du dir mein übriges Leben mit ihm weiter ausmalen; er beschämt mich jeden Augenblick durch neue Güte, und von seinem klaren Urteil lerne ich etwas. Ich wollte, du könntest mein Leben hier einmal mit ansehen und mitleben, denn es wird mir noch lieber durch Philipp Veit [seinen Vetter, den Maler], der einer der prächtigsten Menschen ist, den ich kennengelernt habe, von einer Liebenswürdigen, Milde und doch Lebhaftigkeit, daß es eine Freude ist ... Du solltest einmal sein neues Bild sehen. Wir sind meist zusammen; abends wird in corpore Musik gemacht; neulich im Cäcilien-Verein gab Schelble einige „Händel“, einen Chor von Mozart, dann „Es ist der alte Bund“ von Bach, das himmlisch klang, das „Credo“ aus der großen H-Moll-Messe [Bach] und einen Chor von mir.“ — Merkwürdig ist, wie friedlich damals die Religionen und Konfessionen miteinander verkehrten. Jedes ließ den anderen gewähren auf seinem Wege zu Gott. Philipp Veit war strenger Katholik und der Sohn von Mendelssohns Tante Dorothea, die den Bankier Simon Veit geheiratet hatte, von dem sie 4 Kinder hatte. Sie ließ sich später scheiden, um Friedrich v. Schlegel heiraten zu können. Dieser war katholisch geworden; Dorothea folgte ihm und veranlaßte auch ihren jüngsten Sohn Philipp, zum Katholizismus überzutreten. Noch eine andere Tante Mendelssohns, Henriette, ward katholisch. Die Onkels Josef und Nathan und die Tante Recha blieben dagegen beim jüdischen Glauben, während Felix' Vater Abraham nebst seiner Nachkommenschaft standhaft bei dem evangelischen Bekenntnis beharrten.

Auf Mendelssohns berühmter Reise nach Italien (1830/31) lernte er in Mailand eine alte Offenbach-Frankfurterin kennen, die Generalin Dorothea v. Ertmann geb. Graumann; auch Karl Mozart, den Sohn des berühmten Vaters Amadeus, traf er dort. Sie war die Tante der Mathilde

Graumann, die bei ihr eine ausgezeichnete musikalische Erziehung genoß und später als Mathilde Marchesi berühmt wurde. Dorothea war in Wien mit Beethoven sehr vertraut gewesen und hatte von ihm den Namen „Dorothea-Cäcilia“ erhalten; ihr war seine A-Dur-Klavier-Sonate Op. 101 gewidmet. Felix bewunderte ihr Beethoven-spiel und ihr feines, zartfühlendes Wesen; sie starb erst 1849; übrigens blieb auch die Marchesi stets in freundschaftlichem Verhältnis zu Frankfurt und dem Cäcilien-Verein.

In Rom hatte Mendelssohn die Kantate „Verleih uns Frieden“ komponiert. Dies „Gebet“ gehört zu seinen schönsten Kompositionen. Er widmete es wiederum dem Freunde Schelble, durch den das Manuskript wieder in den Besitz der „Cäcilia“ gekommen ist. Übrigens hat er es später in etwas veränderter Form noch seinem Freund und Gönner Herrn Berkenius in Köln zugeeignet. Schumann rühmt diese Kantate ganz ausnehmend; sie wurde 1847 zu Mendelssohns Totenfeier im Gewandhaus zu Leipzig gesungen. Auch für die „Cäcilia“ blieb es lange ein Lieblingsstück bei Trauer- und Erinnerungsfeiern.

Aus der römischen Zeit rühren noch mehrere Tonstücke, die der Cäcilien-Verein in Urschrift aus dem Nachlaß Schelbles besitzt.

1. Aus tiefer Not. Op. 23 Nr. 1
2. Mitten wir im Leben. Op. 23 Nr. 3
3. Non nobis, Domine. Psalm 115, Geburtstagsgeschenk für Fanny Mendelssohn
4. Veni Domine. Op. 39 (3 Motetten) Nr. 1.

Vielleicht stammen auch folgende Kantaten, die im Cäcilien-Archiv in Urschrift ruhen, aus jener Zeit:

5. Tu es Petrus und
6. Wir glauben all an einen Gott.

Am Ende des bewegten Jahres 1831 weilte Felix noch in Paris. Hier traf er auch den Freund Ferd. Hiller, mit dem er über französische Musik spricht, die ihm durchaus nicht imponieren kann. Er wünscht ihn nach Frankfurt, wo er Männer wie Schelble, Ferd. Ries, Karl Voigt [Dirigent des Cäcilien-Vereins 1837 – 38, später in Hamburg], Schnyder und andere habe, die doch tüchtige Leute sind und ihm etwas über seine Sachen sagen können. Etwas anders allerdings lautet sein Urteil über Frankfurt im allgemeinen einige Monate später in einem Briefe an Zelter (Februar 1832): „In Frankfurt ist das Ding [die Musik] vornehmer, geschäfts-mäßiger, großstädtischer, aber

auch weniger lustig [als an kleineren Orten]. Die Republiken [Frankfurt war eine freie Stadt im deutschen Bunde] soll der Teufel holen, sie taugen nicht für Musik. Sie sind da gleich knauserig, fragen zuerst, was es kostet und haben nicht ein Bißchen Ostentation (Schaustellung). Dafür ist aber wieder der Cäcilien-Verein dort, wegen dessen allein man schon in F. gewesen sein muß; die Leute singen mit so viel Feuer und so zusammen, das es eine Freude ist. Er versammelt sich einmal wöchentlich und hat 200 Mitglieder. Außerdem hat Schelble des Freitags abends bei sich einen kleinen Chor von etwa 30 Stimmen, wo er am Klavier singen läßt und seine Liebings-sachen, die er dem großen Chor nicht gleich zu geben wagt, nach und nach vorbereitet. Da habe ich [auch] eine Menge kleiner Sonntagsmusiken von Seb. Bach, sein Magnificat, die große Messe [H-Moll] und sonst noch vieles Schöne gehört, Die Frauen sind auch hier, wie bei Ihrer Akademie [Zelters], die eifrigsten. Bei den Männern fehlt es ein bißchen, sie haben Geschäfte im Kopf. Ich glaube sogar, es ist überall so; am Ende haben die Frauen bei uns mehr Gemeingeist als die Männer. Im Cäcilienverein sicherlich, denn da sind die Soprane gar herrlich, Alt und Baß sehr gut, aber an Tenören fehlt es etwas, und Schelble klagt wie Sie über die Lauigkeit der Männer.“

„Ich habe im „großen Chor“ unter anderem die Motette „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit“ [Bach], die wir zuweilen bei Ihnen [Zelter] sangen, gehört. Das Stück „Es ist der alte Bund“ macht sich mit dem großen Chor und mit den schönen weichen Sopranen ganz göttlich. Man kann kaum glauben, wieviel ein Mensch, der was will, auf alle anderen wirken kann. Schelble steht dort ganz allein. Sinn für ernste Musik ist gewiß nicht vorzugsweise in F., und doch ist es merkwürdig, mit welcher Freude und wie gut dort die Dilettantinnen das wohltemperierte Klavier, die Inventionen, den ganzen Beethoven spielen, wie sie Alles auswendig wissen, jede falsche Note kontrollieren, wie sie wirklich musikalisch gebildet sind. Er hat sich einen sehr bedeutenden Wirkungskreis geschaffen und die Leute im eigentlichen Sinne weiter gebracht. Zugleich ist Philipp Veit da und malt ruhig seine Bilder, die so einfach schön und fromm sind, wie ich es nur auf alten Bildern gekannt habe. Da ist keine Ziererei und Affektation drin, wie bei den Deutschtlern in Rom [den sog. Nazarenern], sondern eine aufrichtige Künstlerseele.“ — Ich habe diesen Brief

so ausführlich mitgeteilt, weil er unwillkürlich zum Vergleich mit der Gegenwart zwingt.

Mendelssohn war um diese Zeit in Frankfurt aufgefordert worden, ein Oratorium „Paulus“ für den Cäcilien-Verein zu schreiben, und wandte sich an Eduard Devrient wegen eines passenden Textbuchs. „Diesem Vertrauen zu entsprechen, fühlte ich mich wirklich nicht imstande, ich schlug die Bedeutung einer solchen Oratoriumsdichtung doch zu hoch an, um meine Bibelfestigkeit dafür genügend zu halten“, sagt Devrient in seinen „Erinnerungen“ und verweist auf Felix' Studienfreund, den Pfarrer Schubring in Dessau, der in der Tat beim „Paulus“ sowohl als auch später beim „Elias“ die wertvollsten Dienste leistete. Ich will sofort hinzufügen, das es durch die Krankheit Schelble unmöglich gemacht wurde, die Uraufführung für Frankfurt zu retten. Der „Paulus“ wurde 1836 auf dem zweiten berühmten Düssel-dorfer Musikfest aufgeführt und mit Jubel begrüßt. Seitdem gehört dieses Oratorium neben „Haydn's Schöpfung“ zu den volkstümlichsten dieser Art, und hier hat Mendelssohn es verstanden, Bach und Händel zu vereinigen.

Im April 1832 widmet (noch von Paris aus) Mendelssohn „seinem J. N. Schelble“ die Kantate: „Ach Gott im Himmel sieh darein“, die ebenfalls in Urschrift im Cäcilien-Archiv bewahrt wird. Schließlich findet Felix im Jahre 1832 noch die Originalpartitur zu Händels „Israel in Ägypten“ auf, ein Oratorium, das alsbald in voller Instrumentierung 1833 auf dem Düssel-dorfer Musikfest und vom Cäcilien-Verein 1835 aufgeführt wird; seitdem war es lange ein Lieblingswerk dieses Vereins.

Durch das erste große Musikfest 1833 in Düssel-dorf wurde Mendelssohn stark von Frankfurt abgezogen. Durch die glänzende Aufführung des „Israel in Ägypten“ wurde das prachtvolle Oratorium in ganz Deutschland bekannt. Zugleich fesselte man Felix als städtischen Musikdirektor in Düssel-dorf, so das er für Frankfurt verloren schien. Dazu kam, das man ihn in der Heimat Berlin gänzlich vor den Kopf gestoßen hatte durch die Wahl Runghagens zum Nachfolger Zelters an der Singakademie, eine Stelle, für die Mendelssohn gepaßt hätte wie kein Andreer. Aber die Wühlereien der älteren Damen in der Singakademie, die an der jüdischen Abstammung Anstoß nahmen, verhinderten seine Wahl. Man sieht, der Eifer der Damen kann auch gefährlich werden. Das hat Mendelssohn den Berlinern nie vergessen, auch später nicht, als König Friedrich Wilhelm IV. ihn dauernd nach

Berlin ziehen und ihn mit allen Ehren überhäufen wollte. Das war eine kleine Schwäche des sonst so lebenswürdigen Felix; er trug leicht nach, was eine Rasseigentümlichkeit sein soll. Sein Freund Ed. Devrient empfahl ihm sogar einmal scherzhaft, ein sog. „Rachebuch“ anzulegen. — Die Verhältnisse in Düssel-dorf und die Beziehungen zu Immermann's Theater nahmen übrigens keinen günstigen Verlauf, und man kann wohl sagen, das die Schuld hier hauptsächlich an Felix lag. Er konnte sich in die schwierigen Verhältnisse einer Theaterverwaltung nicht recht hineinfinden, wurde launisch und trotzig und warf schließlich dem verdienstvollen Immermann den Bettel vor die Füße. Da wurden nun die Aussichten, ihn für Frankfurt wenigstens halb zu gewinnen, günstiger; ihn ganz zu haben, war damals unmöglich, denn London war unterdessen seine zweite Heimat geworden. Zugleich eröffneten sich nun noch Aussichten in der großen Musikstadt Leipzig. Im Herbst 1834 weilte der Vielbegehrte in Leipzig bei unserem Franz Hauser, der dort verpflichtet worden war und das gediegene Musikleben des Pleisse-Athen erkannt hatte. Er führte Mendelssohn überall ein und erweckte in ihm allmählich den Wunsch, in einem solchen gediegenen Kreise dauernd zu wirken. Damit konnte allerdings Frankfurt auf die Dauer nicht konkurrieren. Der thüringisch-sächsische Volksstamm ist entschieden musikalischer als der fränkische. Ferner besitzt Leipzig ein volksmäßig geschlossenes Hinterland, während Frankfurt wegen seiner Grenzlage zwischen Nord und Süd eine stark wechselnde Bevölkerung von Franken, Bayern und Schwaben besitzt, die keinen volksmäßigen Zusammenschluß zulassen. Dazu kommt noch, das der Same Abrahams reichlich eingestreut ist in die Menschensaat Frankfurts, wodurch wiederum allerlei Schwierigkeiten entstehen, die nicht leicht zu überwinden sind. Endlich besitzt Leipzig im „Gewandhaus“ eine Anstalt, deren Anfänge an die letzten Zeiten Bachs anknüpfen.

Im Herbst 1835 sollte endlich der „Paulus“ im Cäcilien-Verein, für den er geschrieben war, aufgeführt werden. Aber wir wissen bereits, das Schelble krank wurde, und Felix konnte auch damals noch nicht in die Bresche springen. Er wollte zwar nach dem Kölner Musikfest im Mai 1835 nach Frankfurt reisen, die Paulus-Partitur hinbringen und die nötige Rücksprache mit Schelble nehmen, aber er selbst konnte damals die Proben nicht übernehmen. So kam es, das nicht Frankfurt die Ehre der Uraufführung hatte, sondern Düssel-dorf zu

Pfingsten 1836, wobei allerdings bemerkt werden muß, daß die bekannten „schlechten Kerle“ – die falschen Zeugen – dort gründlich stecken blieben, was uns hier in Frankfurt noch nie passiert ist.

In demselben Herbste 1835 traf Felix ein schwerer Schlag, der Tod seines inniggeliebten Vaters Abraham. „ich habe nicht nur den Vater verloren, sondern einen einzigen, ganzen Freund während der letzten Jahre und zugleich meinen Lehrer in der Kunst und im Leben“, beteuert er in einem Briefe und schreibt zugleich an Schelble: „Nach diesem großen Verluste sind Sie der einzige Freund, der mir den Vater ersetzen kann.“ Daneben war seitdem Karl Klingemann in London sein vertrautester brüderlicher Freund. Abraham war gestorben kurz nach einem Auftreten Franz Hausers zu Berlin in einer der glänzenden Sonntagsmusiken, die Fanny, nunmehrige Gattin des Malers Hensel, nach altgewohnter Sitte veranstaltet hatte.

Nach dem Düsseldorfer Musikfest zu Pfingsten 1836 ging Mendelssohn nach Frankfurt, um für Schelble einzuspringen. Die Ruhe und Stille in der lieblichen Frankfurter Natur tat ihm wohl. Die Direktion des Vereins nahm nicht übermäßig Zeit in Anspruch, und so blieb ihm viel Muße, namentlich spricht er vom Frankfurter Stadtwald: „Wenn man in dem des Abends spazieren geht unter den prachtvollen Buchen, in den unzähligen Kräutern und Blumen und Brombeeren und Erdbeeren, da geht Einem das Herz auf.“

Er wohnte hier in Schelbles Wohnung in dem Hause an der schönen Aussicht, das der Familie Königswarter gehörte und noch jetzt durch eine Gedächtnistafel für den Namen Königswarter ausgezeichnet ist (gegenüber der Stadtbibliothek). „Hier sitze ich nun“, schreibt er [14. Juli], „in der wohlbekanntesten Eckstube auf der schönen Aussicht in Schelbles Wohnung. Er selbst mit seiner Frau ... kommt nicht wieder, solange ich in F. bin. Die Aussicht ist wirklich beneidenswert, jetzt im herrlichen Sommerwetter den Main hinunter zu sehen mit den vielen Kähnen, Flößen und Schiffen, drüben die bunten Ufer und besonders mein alter Liebling, der [Sachsenhäuser] Wartturm, der nach Süden zeigt – und auf der anderen Seite die blauen Berge [des Taunus].“ Allerdings muß man sich bei dieser Schilderung die Obermainbrücke wegdenken und beachten, daß das Fischerfeld noch ziemlich leer war. Hier im Königswarterschen Hause komponierte er auch eigens für den Cäcilien-Verein das Lied: „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod.“

Lucian Reich, ein Neffe Schelbles, erzählt uns (vgl. alte Akten des Cäcilien-Vereins), daß er damals dem Mendelssohn Reißbrett und Zeichengerät geliehen habe, um das reizende Landschaftsbild aquarellieren zu können. Bekanntlich war Mendelssohn ein trefflicher Zeichner und Aquarellist. In dem gleichen Hause wohnte zugleich sein Vetter Philipp Veit zusammen mit dessen Mutter, der alten und würdigen Dorothea v. Schlegel (geschiedenen Veit). Felix verkehrte auch viel mit Christian Eberhardt, einem hochverdienten Mitgliede der „Cäcilia“, in dessen Hause unter M's Leitung ein musikalisches Kränzchen alle 14 Tage Samstags zusammenkam, eine Art kleiner Chor aus dem Verein. Der Psalm „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser“ wurde hier zum ersten Male probiert. Diesen Kaufmann Eberhardt empfiehlt er auch seinem Freunde Klingemann in London: „Wenn in diesen Tagen ein Herr E. von F. Dich aufsucht, so sei ihm freundlich. Er war es mir immer, ist einer der eifrigsten Musikfreunde hier, kann Dir viel vom hiesigen Wesen und auch von mir erzählen.“

Leider sind Mendelssohns Briefe an den gesunden und kranken Schelble verschollen. Lucian Reich, der sie noch kannte, teilt uns nur aus dem Gedächtnis Einzelnes mit.

Natürlich gehörte auch Ferd. Hiller, der damals noch in Frankfurt lebte, zu seinem näheren Umgange. Nach Mendelssohns Berufung an das Leipziger Gewandhaus trat Hiller wiederum für Mendelssohn ein und dirigierte bei Schelbles dauernder Krankheit den Cäcilien-Verein im Winter 1836/37. Weiterhin pflegte er alte Beziehungen zu Karl Voigt, dem er durch trauliches Entgegenkommen die schönsten Stunden bereitete. Dieser talentvolle Musiker wurde (1838–39) Dirigent des Cäcilien-Vereins, nachdem der erste und eigentliche Nachfolger Schelbles, der alte Ferdinand Ries, ein berühmter Beethoven-Schüler, gestorben war. 1839 folgte Voigt einem Ruf nach Hamburg, wo er den noch jetzt blühenden Cäcilien-Verein begründete. Wir werden sehen, wie damals Mendelssohn (und Guhr) wiederum in die Bresche sprangen. — Auch mit dem jungen Franz Messer hatten sich gute Beziehungen herausgebildet, und gerade dieser sollte es sein, der von 1840 ab wieder den Cäcilien-Verein in ruhigere, stetigere Bahnen lenkte. Endlich darf nicht der hochmusikalische Orgelkünstler, Privat- und Rechtsgelehrte Dr. Schlemmer vergessen werden, von dem Felix etwas eifersüchtig an Klinge-

mann schreibt (14. VI. 1836): „Schlemmer plätschert nun ganz in Wonne mit den vielen Verwandten und schönen Kusinen [den beiden Fräulein Jeanrenaud] und der großen, eleganten Welt.“

Im Sommer 1836 berührte auch der liebenswürdige und geistreiche Rossini die Stadt Frankfurt, und M. verbrachte mit diesem einige höchst anregende Tage. Rossini hatte seit Jahren mit seiner gefälligen Opernmusik die deutschen Komponisten fast ganz verdrängt, was namentlich Beethoven tief schmerzte. Sehr charakteristisch ist der Brief, den M. am 20. Juni 1836 von Frankfurt an Klingemann in London schreibt: „... Da erschien nun der große Maestro, das lustige Wundertier Rossini hier, und fortan war es um die Ruhe aller französisch sprechenden Musiker Frankfurts geschehen. Die musikalischen Soireen gingen wieder los, es mußte ihm ein Diner gegeben werden, dazu mußten wieder Konferenzen gehalten werden; er wollte deutsche Musik hören, kurz es war ein *train d'enfer* [Teufelslärm]. Seit gestern ist er wieder fort, über Heidelberg und Straßburg nach Paris zurück.“

Unterdessen war unserem Mendelssohn auf vertraulichem Wege die dauernde Direktion des Cäcilien-Vereins zu Frankfurt angeboten worden, da Schelbles Genesung nicht mehr zu erwarten war und der Verein aus Mangel an einem stetig wirkenden Dirigenten einzugehen drohte. Felix erklärte nun auf das Bestimmteste, daß er unmöglich daran denken könne, die Leitung dauernd zu übernehmen; dazu war ihm auch die eben erst angetretene Stelle als Leiter der Leipziger Gewandhaus-Konzerte viel zu lieb. Aber er wolle diesen Sommer mit Vergnügen dazu benutzen, das „Institut“ im Gange zu halten. Er sah dies als einen Dienst an, den er dem hochgeschätzten Freunde und der guten Sache schulde.

Ende Juli schreibt er wieder an Klingemann in London: „... In einer Stunde gehe ich in den Cäcilien-Verein, den ich zum letzten Male in diesem Sommer dirigiere [er ließ sich bekanntlich noch einmal 1839 nach Voigts Abgang dazu bewegen] ... Dabei gehen die Frankfurter Musikgesellschaften ihren Gang fort; ich habe aber ihrer und aller anderer in der Welt über genug und bin sie satt. Nur wenn ich abends bei Freund Hiller bin und mit ihm plaudre, oder bei den schönen Nichten [Jeanrenaud], da wird mir wohl.“ Dann am 24. Juli: „Heut früh kamen 4 Mitglieder des Cäcilien-Vereins ... und brachten mir im Namen des Vereins ein Reisebesteck, das viel eher einen verkappten Prinzen als einen Musiker erraten läßt, ein Non-

plusultra an Pracht und Eleganz, aber ich werde es doch gebrauchen. Oben drauf steht:

F. M. B. u. Cäcilia

was mir ganz gut gefällt.“ Er dachte dabei wohl an eine andere Cäcilia, von der wir alsbald hören werden.

Der Name Jeanrenaud ist in diesen Blättern schon hin und wieder aufgetaucht, die „schönen Nichten“ sind die beiden Fräulein Jeanrenaud, die mit ihrer verwitweten Mutter, einer geb. Souchay, im Hause des Großvaters Souchay am Weinmarkt wohnten. Mendelssohn war hier durch Herrn Konrad Schleinitz, seinem Leipziger Gönner, eingeführt worden. Der Vater war Pfarrer an der französisch-reformierten Gemeinde gewesen und stammte aus Lyon. Das Souchaysche Haus steht noch und enthält heute die Wirtschaft zum Kempfbräu, dessen Haupteingang auf der Hinterseite neben dem „roten Männchen“ liegt; letzteres Haus gehörte damals der Familie Willemer. Auf Mendelssohn machte die jüngere Tochter Cäcilie<sup>10</sup> einen tiefgehenden Eindruck. Sie war eine sanfte, poetische Erscheinung mit feinen Gesichtszügen, dunkelblondem Haar und großen blauen Augen. Von vollkommenstem innern Gleichgewicht übte sie durch ihr Wesen auf alle einen stillen Zauber aus, nicht zum wenigsten auf den 10 Jahre älteren Felix, der in ihr die wohlthätige Ergänzung seines lebhaften, nervösreizbaren Naturells suchte und fand. Sie sprach wenig und niemals lebhaft mit einer leisen, sanften Stimme. Alle Freunde Felix' durften von dieser Wahl Beruhigung seiner Reizbarkeit und behagliche Stille seines häuslichen Lebens hoffen. So lauten die Urteile seiner Freunde über die Erwählte. Von Ferd. Hiller hören wir: „Sprach Felix in dieser ersten Zeit [des Kennenlernens] wenig mit Cäcilie, so sprach er um so mehr von ihr, wenn er von ihr entfernt war. In meinem Zimmer nach Tische auf dem Sofa ausruhend, auf langen Spaziergängen in den milden Sommernächten schwärmte er von der Lieblichkeit, Anmut und Schönheit der Auserkorenen.“ Und doch ließ er sich von der Leidenschaft nicht hinreißen, er ging auf den Rat seines Arztes zunächst auf einige Wochen nach dem Seebad Scheveningen, um seine erregten Nerven zu stärken. In seinem Entschlusse nunmehr gekräftigt, kehrte er anfangs September zurück und verlobte sich am 9. September 1836 bei einem Ausfluge in Kronberg. Das war damals für Frankfurt eine Begebenheit, die ungeheures Aufsehen erregte.

Nur wenig Flitterwochen waren dem 27 jährigen

gen Bräutigam gestattet. Ende September mußte er nach Leipzig, wo er am 2. Oktober schon am Dirigentenpult stand. „Brüste Dich nicht zu sehr mit Deinem Cäcilien-Verein“, schrieb er damals an Freund Hiller, „wir Leipziger machen jetzt den „Israel in E.“, der hat sich gewaschen.“ Am 12. Dezember wurde im Gewandhaus unter anderem von der Konzertdirektion in feinsinniger Weise das 2. Finale aus Fidelio angesetzt. Bei dieser Gelegenheit fand sich Mendelssohn nach Beendigung des Schlußchors „Wer ein holdes Weib errungen, stimm in unsern Jubel ein“, durch endloses Beifallklatschen veranlaßt, sich an den Flügel zu setzen und über dies Thema in mächtig ergreifender Weise zu fantasieren. Die ganze Versammlung nahm an seinem Jubel Anteil. Man wußte, daß er zu seiner Braut nach Frankfurt eilte, um das Weihnachtsfest mit ihr zu feiern (vgl. Lampadius). Doch waren diese Ferien nicht ungetrübt, denn Felix hatte mit Cäcilie bei dem ausgebreiteten Verkehr der Familie etwa 163 Besuche zu machen! Die Trauung fand am 28. März 1837 in der jetzigen französisch-reformierten Kirche am Goetheplatz statt. Ferd. Hiller, der zugegen war, schreibt darüber: „Es hatte etwas Eigentümliches, einen so echt deutschen Künstler in diesem ersten Momente französisch anreden zu hören, aber die Einfachheit des Gottesdienstes und das in jedem Betracht so anziehende Paar fesselte und rührte alle Seelen“. Hiller hatte (nach Lampadius) für den Empfang des vermählten Paares im großelterlichen Hause am Weinmarkt ein Hochzeitslied komponiert, welches von den „weiblichen Matadoren“ eines ausgewählten Chores aufgeführt wurde. Der Festsaal im Hause Souchay ist noch erhalten und befindet sich im 1. Stock über den Kempffschen Wirtschaftsräumen. Man erkennt an den Malereien und Stuckverzierungen, daß er einst für feierliche Gelegenheiten bestimmt war.

#### IV. F. Mendelssohn als Ehemann

Nur 10 Jahre ehelichen Zusammenlebens waren dem jungen Paare beschieden, aber diese Jahre enthalten eine solche Fülle von innigem Familienglück und künstlerischen Erfolgen, daß es schwer fällt, diese Fülle auf wenigen Blättern zu schildern, und sehr vieles hat sich wieder in oder in nächster Nähe von Frankfurt abgespielt.

Die Hochzeitsreise führte das junge Paar nach dem herrlichen Baden-Baden. Er schreibt von hier aus an Devrient: „Ich kann Dir nur sagen, das ich gar zu glücklich und froh bin, und was ich mir gar

nicht gedacht hätte, ich bin gar nicht so außer mir, sondern ebenso ruhig und gewohnt, als müßte das alles nur so sein. Du solltest aber meine Cäcilie auch kennen!“ — So läßt es sich verstehen, daß er auf der Hochzeitsreise eines seiner vollendeten Werke konzipieren konnte, den 42. Psalm, „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu Dir“, und daß er auf der Rückreise in Frankfurt das schöne Streichquartett in E-Moll vollendete. Doch hielt es ihn nicht lange in der Stadt selbst wegen ihrer zerstreuten, geselligen Verpflichtungen, er zog sich anfangs Juli nach Bingen zurück und konnte hier ungestört seiner Gattin und seiner Muse leben. Er wohnte hier im heutigen Viktoria-Hotel und machte sich an den ersten Entwurf zum „Elias“. Hierzu brachte er in Bingen mit einiger Mühe eine Bibel und ein altes Klavier zusammen. Den Text stellte er zuerst mit Freund Klingemann zusammen; er erhielt aber erst 1841 die Vollendung durch Pfarrer Schubring, der auch den Paulustext geformt hatte. Hier in Bingen, dem Niederwald gegenüber, links den Mäuseturm, rechts den Johannisberg, bekam seine Seele den rechten Schwung, ja er gedachte sogar ein Oratorium Petrus als Gegenstück zum „Paulus“ zu dichten. Möglicherweise stammt sein Manuskript „Tu es Petrus“ im Archiv des Cäcilien-Vereins aus jener Zeit. In Bingen geriet er einmal in Lebensgefahr, als ihn beim Schwimmen im Rhein ein Krampf im Bein erfaßte. — Auch nach Horchheim bei Koblenz zum Onkel Josef führte er die junge Frau und zuletzt noch nach dem geliebten Düsseldorf. So bildete von jetzt ab Frankfurt gewissermaßen die Brücke zwischen Leipzig, das ihn im Winter fesselte, und Düsseldorf und London, die ihn im Sommer in Anspruch nahmen. In Bingen und Horchheim hat er noch das Klavierkonzert aus D-Moll, Op. 40 komponiert.

Der Sommer 1839 war wieder ganz den Frankfurtern gewidmet, zumal Felix' Schwägerin Julie Jeanrenaud sich mit Herrn Schunk aus Leipzig verheiratete. In diese Zeit fallen die Anfänge von „Jägers Abschied“, Op. 50 (Wer hat dich, du schöner Wald) und des D-Moll-Trios Op. 49. Auch hat er hier in Frankfurt das Uhlandsche Lied vertont: „O sanfter, süßer Hauch“, unter dem Eindruck der herrlichen Taunuslandschaft mit ihren kühlenden Laubwäldern. Aus dieser Zeit stammt ferner seine verdienstvolle Teilnahme für den aufstrebenden Männerchor, der sich hauptsächlich aus Süddeutschland unter dem Einfluß der Schweizer und insbesondere hier in Frankfurt unter der Führung

des Schweizers Schnyder v. Wartensee und des seit 1828 gegründeten Männerchors „Liederkrantz“ lebenskräftig entwickelt hatte. Im Gegensatz zu den norddeutschen, exklusiven Liedertafeln, lernte Mendelssohn hier die volkstümlichen Männerchöre kennen, und er hat ihnen durch seine unvergleichlichen Kompositionen eine epochemachende Förderung zuteil werden lassen. In Op. 48 bereits gibt er uns a capella-Chorlieder, die er den Herren Dr. Martin und Dr. Gust. Adolf Spieß, verdienstvollen Mitgliedern des Cäcilien-Vereins, widmet. Überhaupt nimmt er sich in diesen Sommerwochen auch wieder dieses Vereins an.

Seit dem Tode Schelbles waren in rascher Folge Hiller, Ries und Voigt an die Spitze des Vereins getreten. Das tat auf die Dauer nicht gut. „Auch der Cäcilien-Verein hat gelitten“, schreibt Felix, „und dies Alles liegt nicht in dem einen oder anderen Menschen, sondern in allen zugleich, weil so eben der Boden hierzu nicht ganz und gar günstig ist“. Am 7. Juni 1839 leitete er gemeinschaftlich mit dem Theaterkapellmeister Karl Guhr, mit dem er sich auch sonst sehr gut verstand, ein Cäcilien-Vereins-Konzert, bei dem er seine Kompositionen „Ave Maria“, die Hebriden-Ouverture und den 42. Psalm dirigierte. Überhaupt waren Mendelssohn und Guhr am Ende des Interregnums 1837 – 40 die eigentlichen Berater und Leiter dieses Vereins. In einem Briefe an Schwester Fanny (18. VI. 1839) schreibt M.: „Der tolle Kapellmeister Guhr ist mein Spezialfreund geworden ... Ich kann mich mit ihm am besten von allen Frankfurter Musikern verständigen. Er fühlt sich in seiner Haut so wohl und lebt und läßt leben und hat dabei Haare auf den Zähnen als Direktor, schlägt einen  $\frac{3}{4}$  Takt, der ist deutlich, daß sie dazu spielen müssen wie im Lehnstuhl“.

Ein Familienfest bei einem Frankfurter Musikliebhaber brachte neun allerliebste Tableaux, lebende Bilder, jedes angepaßt einer Mendelssohnschen Musik, anhebend mit der Sommernachts-traum-Ouverture und der in einer Blume schlafenden, von ihren Leibelfen umgebenen Titania, und dann — mit einer M. selbst möglichst getreu darstellenden, lebenden Figur — „Sie hatten einen Frankfurter, der mir ähnlich sehen soll, als mich kostümiert, und er saß in begeisterter Attitüde da und schrieb Noten und kaute zugleich an seinem Taschentuch“ (eine bekannte Angewohnheit M.'s) „und neben ihm stand eine schöne, heilige Cäcilie mit einem Kranz“. So schreibt uns M. Leider verbietet es der Raum, die reizenden Briefe Mendels-

sohns aus diesen Wochen ausführlich wiederzugeben. Es ist ein Genuß, sie zu lesen, und sie bleiben für alle Zeiten lesenswert (vgl. Briefe Bd. II, 194 – 98).

Das schönste Fest aber, das man damals Felix gab, war das musikalische Waldfest (Picknick) bei Neu-Isenburg, das er seiner Mutter in einem Briefe vom 3. Juli also beschreibt:

„Das Schönste, was ich in meinem Leben bis jetzt von Gesellschaften gesehen habe, war ein Fest im Walde hier, das ich Dir genau betreiben muß, weil es einzig in seiner Art war. Eine Viertelstunde vom Wege ab, tief im Walde, wo hohe, dicke Buchen einzeln stehen und oben ein grünes Dach bilden und man ringsherum nur grünen Wald durch die vielen Stämme durchschimmern sah, da war das Lokal; man mußte auf einem kleinen Fußweg sich dahin arbeiten, und sobald man auf dem Platze ankam, sah man in der Entfernung die vielen weißen Gestalten unter dem Rand von Bäumen, die mit dicken Blumenkränzen verbunden waren und einen Konzertsaal darstellten. Wie lieblich da der Gesang klang, wie die Sopranistinnen so hell in die Luft trillerten, und welcher Schmelz und Reiz über den Tönen war, alles so still und heimlich und doch so hell — das hatte ich mir nicht vorgestellt ... Wie sie sich nun den Abend unter die Bäume stellten und mein erstes Lied „Ihr Vöglein in den Zweigen schwank“ anhoben, da war es in der Waldstille so bezaubernd, das mir fast die Thränen in die Augen kamen. Wie lauter Poesie klang es ... So sangen sie das ganze Heft durch und dann drei neue Lieder, die ich dazu komponiert hatte, und das dritte (es heißt „Lerchengesang“) wurde kaum gesungen, nur gejubelt und dreimal nacheinander wiederholt.“ — An dieser traulichen Waldstelle wurde noch in demselben Jahr der „Mendelssohn-Stein“ zur Erinnerung gelegt. Man findet ihn am einfachsten, wenn man die Waldbahnstrecke zwischen den Stationen Oberschweinstiege und Neu-Isenburg verfolgt und etwa in der Mitte der Strecke rechts einbiegt (westlich); nach einer Viertelstunde wird man den Stein treffen.<sup>10a)</sup>

Den Beschluß des Sommers machten Felix und Cäcilie, indem sie den Onkel Josef auf seinem Gute in Horchheim wieder besuchten. Im August reisten sie dann über Ems und Nassau nach Langen-Schwalbach, wo Cäcilie zur Erholung und Kräftigung der zarten Gesundheit auf einige Wochen blieb. Felix aber wanderte zu Fuß über Bleidenstadt, den Kellerskopf und Naurod nach Eppstein, wo sich nach Pasqué<sup>11)</sup> ein Abenteuer ab-

gespielt haben soll, das sicherlich frei erfunden ist. Da dabei das viel umstrittene Lied „Des Jägers Abschied“ eine Rolle spielt, so muß man wohl etwas näher auf diese Erzählung eingehen. Pasqué hat jedenfalls Kunde von Mendelssohns Wanderung im Herbst 1839 gehabt und dazu eine Fabel erfunden, in der die sagenhaften Mendelssohn-Flügel in der Eppsteiner „Sonne“ (Burkhard) und der Hofheimer „Krone“ (Fach) nebst einem musikalisch gebildeten Hausknecht und dem unvermeidlichen englischen Lord eine Rolle spielen. Das „altdeutsche Minnelied“ Mendelssohns, das von Pasqué in den Sommer 1836 verlegt wird, ist erst zu Weihnachten 1836 entstanden (Op. 34 Nr. 1). Felix M. hatte es „zur Erinnerung an den Abend des 22. November 1836“ für das Album seiner Braut niedergeschrieben.

Ein Faksimile des Blattes findet sich bei Wolff<sup>2a)</sup> zu Seite 129. Ebenso apokryph sind Felix' Verse zu diesem Lied (3. Strophe):

Leuchtet heller als die Sonne,  
Ihr lieben Äugelein!  
Bei Dir ist Freud' und Wonne,  
Cäcilie, zartes Blümlein.

Das Lied „Jägers Abschied“ könnte im Herbst 1839 bereits in Felix' Seele gelegen haben – wir werden unten noch einmal darauf zurückkommen. Fertig komponiert ist es erst den 6. Januar 1840, und zwar mit einer Begleitung von Blasinstrumenten, wird aber erst 1841 als Op. 50 Nr. 2 veröffentlicht. Die Gedächtnis-Tafel an der „Sonne“ zu Eppstein hat eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich, aber keinen sicheren Beweis. So viel ist nun sicher, daß er damals aus seinen Taunuswanderungen zum Teil mit Franz Messer reichlich Anregung zu Wald- und Volksliedern empfing. Über die spätere Angelegenheit mit der Eppsteiner Kirchenorgel ist aus den Akten bisher nichts Sicheres zu ermitteln gewesen. Am 11. August 1844 ist allerdings Mendelssohn in Soden gewesen.

Wie schon gesagt, „Jägers Abschied“ war am 6. Januar 1840 fertig (vgl. Verzeichnis von Julius Rietz). Das Manuskript ist im Besitz von Siegfried Ochs (einem Frankfurter). Das Blatt ist faksimiliert bei Wolff<sup>2a)</sup> zu S. 128. Auch steht fest, daß es in die weitere Öffentlichkeit gelangt ist am 28. Juli 1840 bei der Feier der Frankfurter Mozart-Stiftung, die zugleich als 2. Erinnerungsfeier zum Jahrestage des Frankfurter Sängerefestes vom 29. und 30. Juli 1838 galt. Weismann erzählt uns in seiner Geschichte des „Liederkranzes“ (S. 101), das

man auf der „Mainlust“ (in der Nähe der Obermainbrücke) einen Berg nebst Tempel errichtet habe, von dem aus die Gesänge erschollen. Des „Jägers Abschied“ von Mendelssohn ist in dem vor mir liegenden „Textbuch der Gesänge“ das erste Lied nach der Eingangs-Hymne. Von Frankfurt aus also hat es sich rasch über Nassau und den Rhein verbreitet, obwohl es erst 1841 veröffentlicht wird. In derselben Zeit erscheint auch das schöne Taunuslied „O Thäler weit, O Höhen!“

Als im Winter 1841 die Altistin Schloß aus Köln vor einem Gewandhauskonzert heiser wurde, da nahm Mendelssohn als Ersatz das Quartett „Jägers Abschied“ durch den Pauliner Studentenorchester und erzielte damit einen brausenden Beifall in Leipzig. Von hier aus verbreitet sich das Lied über das sangesfrohe Thüringen. 1842 wird es nach Feye in Höchst a. M. gehört als Bravourstück des Frankfurter Jungmannschen Vereins. 1843 führt es der junge Hafe, der spätere berühmte Kirchenhistoriker, in Jena ein, wohin er es von Erlangen gebracht hatte. Es ist wohl die volkstümlichste von allen Kompositionen Mendelssohns und hat sich in kurzem die halbe Welt erobert. Überall ertönt das „Lebewohl, du schöner Wald“ mit seinem tiefen, innigen Gemütsklang. Die „Kölnische Zeitung“ (9. Mai 1890) berichtet, daß Herr v. Baumbach, ein deutscher Offizier, bei einem Ritt durch Persien nach dem armenischen Erzerum gekommen sei, und dort eine Schule gefunden habe, deren Lehrer in Deutschland ausgebildet worden waren. Die Kinder sangen ihm deutsche Lieder vor, darunter „Des Jägers Abschied“ in vortrefflicher Behandlung der Sprache und Melodie. — In das Reich der Fabel aber gehört jedenfalls eine Notiz des „Leipziger Tageblatts“ aus den 1880er Jahren folgenden Inhalts: „Im Sommer 1842 machte M. von Soden aus mit Musikdirektor Franz Messer in Frankfurt Ausflüge nach der sog. „Nassauer Schweiz“ im Taunus. Sie kamen dabei auch nach Eppstein, wo in der evangelischen Kirche eine Orgel war, zu deren Einweihung Mendelssohn und Messer spielten. Nach Beendigung der Feier gingen sie durch das Lorsbacher Tal nach Hofheim. Mendelssohn, entzückt über die großartigen Naturschönheiten, skizzierte die Komposition [Jägers Abschied] sofort und spielte sie zum ersten Male im Gasthaus „zur Krone“ in Hofheim seinen Freunden vor. Noch heute steht dort bei dem Gastwirt Fach der M.sche Flügel.“ Diese Geschichte wäre glaublicher, wenn statt 1842 die Zahl 1839 stünde. Pasqué hat ohne Zweifel seine Erzäh-

lung an diese Notiz geknüpft und damit die Vorgänge vom 11. August 1844 verknüpft. An diesem Tage, nicht 1842, hatte die Eppsteiner evangelische Laurentiuskirche eine Orgel aus Trebur erhalten, deren Gehäuse noch steht. Das innere Werk ist erneuert, (vgl. Pasqué Seite 40 und weiter unten das Jahr 1844.)

Den Herbst des so ereignisreichen Jahres 1840 brachte Mendelssohn in Italien zu. Doch auch hier schreibt er: „Da [in Italien] ist alles so glühend, und gerade unser deutsches schönes Hausleben hat mit allem Deutschen ... das gemein, daß es gar nicht glänzend und brillant ist, sondern sich mit seiner Stille und Ruhe desto sicherer einzuschmeicheln weiß“.

Unterdessen bereitete sich ein Ereignis vor, das unseren Felix Mendelssohn beinahe in ganz andere Bahnen geworfen hätte, — ich meine die Berufung nach Berlin durch den neuen König Friedrich Wilhelm IV. Aber Felix' Mißtrauen den Berliner Verhältnissen gegenüber, das, wie wir sahen, aus bitteren Enttäuschungen entsprungen war, bewirkte, das er zunächst nicht ganz in den unklaren Projekten am preußischen Königshof untertauchte. Dazu kam, daß er, wenn auch gleichmäßig hervorragend als Pianist, Organist, Chor-, Kapellmeister und Komponist, trotzdem im Organisieren musikalischer Massen an Theatern und Akademien ziemlich hilflos war, er überließ dies lieber untergeordneteren Persönlichkeiten. Großen Reiz hatte allerdings in Berlin für ihn der Verkehr mit der geliebten älteren Schwester Fanny, die mit dem bekannten Zeichner und Maler Hensel verheiratet war, sowie mit der jüngeren Schwester Rebekka, dem sog. „dicken Bekkchen“, von der der freche Heinrich Heine meinte, das jedes Pfund an ihr ein Engel sei; sie war mit dem berühmten Mathematiker Lejeune-Dirichlet verheiratet, von dem man sagte, daß ihm nächst der Algebra eine gute Konditorei am liebsten sei.

Schließlich kehrte Mendelssohn, wenn auch erst allmählich, reumütig zu seinen lieben Leipzigern und Frankfurtern zurück. Wer sich für diese Dinge interessiert, wird reichliche Aufklärung im henselschen Familienbuch und in Mendelssohns Briefen sowie bei Hanslick<sup>12)</sup> finden, namentlich über seine Versuche zur Förderung der Kirchenmusik durch eine kleine ausgewählte Kapelle und einen ausgewählten Chor, den späteren Berliner Domchor. In Frankfurt finden wir ihn in dieser Zeit nicht. Doch kennen wir ein kleines „Lied ohne Worte“, daß er für das Stammbuch der Doris

Löwe, verehelichte Neubronner (Kronberg), schrieb<sup>13)</sup>.

Dagegen weilte er im Sommer 1842 wiederholt in den Frankfurter Mauern. „Der Cäcilien-Verein blüht wieder recht [unter Messer], und ich höre schöne Musik von Bach dort; das ist auch so eine von den Freundschaften, die durchs Leben dauert und immer wieder neu und anders wird, und doch nicht weniger lieb.“ Das hören wir in einem Brief an Klingemann. Doch konnte sein Urteil auch sehr scharf sein. So hörte er in dieser Zeit die Oper „Das Osterfest in Paderborn“ von Aloys Schmitt, dem Älteren. Nach seiner Meinung gefragt, meinte Mendelssohn: „Am besten darin hat mir der türkische Marsch gefallen, und der ist von Wilhelm Speyer!“ Letzterer hatte in der Tat dem Aloys Schmitt das Thema hierzu geliefert. Eine kleine Anekdote hierzu: Einst wollte er mit dem bekannten Frankfurter Komponisten W. Speyer über die Offenbacher Schiffsbrücke gehen. „Ist das nicht“, fragte der Zollwächter, „der Herr Mendelssohn, der kleine Herr da vorn mit den schwarzen Locken, dessen Musik wir im Verein singen?“ — „Ja, der ist's“, sagte Speyer. — „Dann, bitte, möchte ich den Zoll für ihn selbst zahlen.“ — „Das macht mir mehr Freude als der Orden Pour le mérite, den ich eben vom König erhalten habe“, meinte Felix.<sup>14)</sup>

Nach einer kurzen Schweizerreise in demselben Jahre kehrte er im Herbst nach Frankfurt zurück. Lampadius<sup>10)</sup> erzählt uns hierüber Folgendes (S. 289): Er fand seinen Freund Hiller mit einer anmutigen, stimmbegabten Italienerin verheiratet ... Ein dem hillerschen Ehepaar von Rom her befreundeter Maler erklärte sich bereit, ihm eine Bleistiftzeichnung von Mendelssohn anzufertigen. Mendelssohn willigte ein unter der Bedingung, daß Frau Hiller während der Sitzung singen wolle. So füllte sie denn die Sitzung mit 16 längeren und kürzeren Singstücken aus, und das so entstandene Bildnis, mit M.'s Unterschrift und dem Datum (15. Sept. 1842) versehen, gehörte fortan zu den liebsten Besitztümern des Paares. — Mendelssohn spielte Hiller vor allem die für Berlin komponierten Chöre der „Antigone“ vor. Die zuletzt in London aufgeführte A-Moll-Sinfonie bearbeitete er in Frankfurt zu 4 Händen, und die beiden Freunde eröffneten eine Morgen-Musik bei Hiller mit diesem neuesten Meisterwerke. Mendelssohn vergalt dem Freunde alle ihm erwiesene Liebe, indem er in der edelsten und zartesten Weise sich bei dem Verleger Simrock in Bonn verwandte, daß dieser den Ver-

lag einiger Werke Hillers übernehmen möchte.

Im Jahre 1843 blieb Mendelssohn wieder an Berlin und Leipzig gefesselt. Dort aber löste er langsam seine Beziehungen und zog sich auf seinen Titel als General-Musikdirektor und Leiter aller kirchlichen und geistlichen Musik in Preußen zurück. Hier in Leipzig war er mit der Begründung des ersten deutschen Konservatoriums beschäftigt, die ihm in Berlin nicht recht hatte glücken wollen. Zugleich wurde er Ehrenbürger von Leipzig. Auch wollen wir nicht vergessen, daß in dieses Jahr die nächst „Jägers Abschied“ volkstümlichste Komposition fällt: Der Hochzeitsmarsch zum Sommernachtstraum. Es muß um dieselbe Zeit gewesen sein, als sich noch folgendes niedliche Geschichtchen ereignete, das Edward Speyer, der jüngste Sohn des Wilhelm Speyer, erzählt<sup>17)</sup>: „Ich pflegte als Knabe unter Tische zu kriechen und mich zu verbergen. Von einem solchen Hinterhalte aus, in meines Vaters Musikzimmer, konnte ich eines Tages einen Herrn von kleiner Gestalt und blassen, aber edlen Gesichtszügen, mit welchen das schwarzgelockte Haar und ein paar wunderbar glänzender dunkler Augen scharf kontrastierten, in lebhaftem Gespräch mit meinem Vater begriffen, beobachten. Als ich plötzlich aus meinem Versteck hervorkroch, brach meines Vaters Gast, aufs höchste überrascht, in ein schallendes Gelächter aus. Nachdem er sich verabschiedet hatte, legte mir mein Vater mit den Worten seine Hand aufs Haupt: „Kind, vergiß diesen Tag nicht. Du hast heute einen großen Mann gesehen. Dies war Mendelssohn.“

#### V. Auf der Höhe des Ruhms und frühes Ende. (1844 – 47.)

Als Freund Klingemann im Frühjahr 1844 das prächtige Gedicht schickte „Der Frühling naht mit Brausen“, da las Felix es weinend seiner Cäcilie vor und vertonte es alsbald. Namentlich ergriff ihn die dritte Strophe: „Dir armem Menschenkinde ist wund und weh ums Herz? Auf, spreng’ getrost die Rinde, schau mutig frühlingwärts! Es schmilzt das Eis, die Quelle rinnt, dir taut der Schmerz und löst sich lind.“ Und in der Tat, es stand nicht gut um die Familie Felix Mendelssohn. Er war überarbeitet, Frau Cäcilie brustleidend, und auch das jüngste Kind kränkelte. Berlin hatte seinem Streben einen harten Stoß gegeben, und noch dazu mußte der alte Freund Ed. Devrient seine Schritte von dorten nach Dresden lenken. Da entschloß sich Mendelssohn, seine Familie nach Soden zum Kurauf-

enthalte zu schicken. Dies alte Reichsdorf stand seit alter Zeit nebst Sulzbach unter der Schutzherrschaft Frankfurts und war allmählich, auch unter Nassaus Herrschaft, zum Frankfurter Familienbad herangewachsen, etwa so wie Wilhelmsbad das Familienbad für Hanau und Offenbach war. Nachdem er die Seinen wohlgeborgen wußte in der Villa Nassovia, eilte er wieder nach England, um den dortigen Verpflichtungen nachzukommen. Dann aber eilte er zurück nach Frankfurt und Soden und richtet (22. Juli) folgenden reizenden Brief an „Bekkchen“ (mit einer Vignette von Cäcilie): „Dies sind Feldblumen aus dem Taunus, von Cäcilie nach der Natur gemalt. Orangen und Zitronen gibt es hier nicht, aber solcher Blumen viel; wenn Du es nicht glaubst, so komme und sieh sie Dir an. Das ist eigentlich das Thema dieses Briefes. Gar zu prächtig wäre es, wenn wir hier zusammenstießen ... Diese ruhigen Tage und dies herrliche fruchtbare Land machen mir gar zu viel Freude; so lange ich nur irgend kann, bleibe ich, und wenn Ihr zum Schluß noch erscheint, so gibt’s ein wahrhaftes Bouquet (in allen Sinnen). Schmecken wird Euch die Gegend nach Palermo und Sorrent nur wenig, – und doch sollte man das eigentlich nicht sagen und glauben. Wer das eine Schöne wahrhaft fühlt, wen es wahrhaft beglückt, dessen Sinn wird gewiß nicht enger, nur weiter dadurch, und man muß sich an Allem freuen, was ächt schön ist. Es ist mein ewiger Ärger, wenn die Einen nur Beethoven und die Anderen nur Palestrina und die Dritten nur Mozart oder Bach gut finden, – entweder alle vier oder keinen, woraus hervorgeht, daß dir der Fußweg von Soden nach Altenhain gefallen muß. Ächte Kastanien und Nüsse die schwere Menge, – aber die habt Ihr ja besser – tausendjährige Eichen und Kornfelder und Brombeeren – die haben wir wieder besser – und Rhein und Main dazu im Hintergrund und unglaubliche Äpfel- und Birnbäume. Palmen haben wir hier nicht, aber gute Mehlspeisen. Schätzt Du das gering, so frage Walter [Rebekka’s Sohn], der schlägt sich auf Seite der Deutschen. — Der Konditor verkauft hier auch Hemdenknöpfe, und die Polizei ist der Mann unsrer Kochfrau; in der Kirche zu Neuenhain ist um 8 Uhr katholischer, um 9 evangelischer Gottesdienst [Simultankirche], der Feldberg ist 2 Stunden Weges, es gibt auch viele Esel hier [das war auf die dicke Rebekka gemünzt] — Hoffmann v. Fallersleben wohnt mir gegenüber, Freiligrath in Kronthal, Lenau ist in Frankfurt, — das Alles sind Anziehungspunkte für Dirichlet [Bekkchens Gatte],

wenn er sich noch ein deutsches Herz im Busen bewahrt hat, eine Redensart, über die Cäcilie [die Gattin] außer sich gerät. „Es ist so hochmütig!“, sagte sie. Sie hat sich von ihrer Krankheit gut erholt und sieht wieder gesund aus, auch die Kinder sind wieder braun und prächtig. Nach meinem tollen, allertollsten Leben in England, – denn es ist noch nie so arg dort zugegangen wie in dieser Saison [1844], nachdem ich keine Nacht vor ½2 zu Bette gekommen war, 3 Wochen im voraus keine freie Stunde am Tage [für mich] hatte, nachdem ich in den 2 Monaten [Mai und Juni] mehr hatte Musik machen müssen als im ganzen übrigen vergangenen Jahr, – da tut das Sodener Leben, Essen und Schlafen, ohne Frack, ohne Klavier, ohne Visitenkarten, ohne Wagen und Pferde, aber auf Eseln, mit Feldblumen, mit Notenpapier und Zeichenbuch, mit Cäcilie und den Kindern, doppelt wohl.“ — So sehen wir denn den glücklichen Mendelssohn mit Zeichenbuch und Notenpapier durch unsere bekannten Gefilde streifen, obwohl er sich so oft über Czerny lustig gemacht hatte, daß er immer Notenpapier bei sich trage, um seine musikalische Notdurft zu verrichten.

Über Mendelssohns Leben und Treiben in jenen Tagen besitzen wir eine nette Schilderung von K. Wolff<sup>5)</sup>. Es haben sich noch viele Erinnerungen aus jener Zeit namentlich unter den Lehrern und Organisten in Nassau erhalten. Auf seinen Wanderungen besuchte er öfter die Organisten Prätorius in Sulzbach und Sauer in Kronberg. Befreundet war ihm auch der musikalische Pfarrer Christfreund in Soden. 12 Orgelstücke gehören allein der Sodener Zeit an. Darunter 6 Orgel-Sonaten, die dem Dr. F. Schlemmer gewidmet waren. Überall kannte man den kleinen, lebhaften, schwarzhaarigen Mann mit blassem Gesicht, hoher Stirn, kräftiger Nase und feurigen Augen. Wenn er einen Organisten besuchte, ließ er sich sofort die Kirche aufschließen und spielte stundenlang auf der Orgel. Möglicherweise hat er auch in Eppstein spielen wollen damals am 11. August 1844, als die Eppsteiner evangelischen Kirche eine neue Orgel aus Trebur erhalten hatte. Pasqué erzählt in der erwähnten Novelle<sup>11)</sup> Seite 40, folgendes: „Als die Orgel am Tage der Kirmes (11. August) eingeweiht werden sollte, kam Mendelssohn, wie schon früher zugesagt, dorthin, um in einem Kirchenkonzert zum Besten des Kirchen-Fundus die neue Orgel zu spielen. Sängervereine von Frankfurt, Mainz und Wiesbaden waren zu dieser Feier nach dem romantischen Städtchen im Taunus gezogen,

doch zu dem Konzert und den Orgelvorträgen Meister Mendelssohns kam es nicht. Der herzoglich-nassauische Amtmann in Königstein gestattete wohl den Festzug durch den Burgflecken nach der Kirche, er stellte sich sogar in seiner Amtstracht an die Spitze des Zugs, aber das Kirchenkonzert verbot er als eine unwürdige Bettelei.“

Die Erzählung klingt so unwahrscheinlich nicht, aber Pasqué gibt keine Quelle an, und ich habe keine Beweise für die Richtigkeit der Angaben in Eppsteiner Akten finden können.

Sicher ist dagegen, daß er im Sommer 1844 mit der bereits erwähnten Mathilde Graumann-Marchesi der Nichte jener Dorothea-Cäcilie verheirateten Ertmann, im Hause des Malers Jakob Becker in Frankfurt in künstlerische Beziehung trat. Nachdem sie mit dem Meister einige Partien aus Händels Josua und Mendelssohns Walpurgisnacht studiert hatte, wurde sie auf seine gewichtige Empfehlung hin als Solistin für das Düsseldorfer Musikfest von 1845 verpflichtet. Mendelssohn wohnte damals in der Großen Bockenheimer Gasse bei Möbelhändler Humbert im 2. Stock. In einem öffentlichen Konzert spielt er in derselben Zeit 4händig mit den bekannten Moscheles zusammen das berühmte „Hommage à Händel“ (Lob Händels).

Die Beziehungen zu Berlin waren im Herbst endgültig gelöst. Er behält 1000 Taler pro Jahr (statt 2000) und wird frei; kann hingehen, wohin er will, soll nur für den König komponieren (Athalia usw.). Denn „vom ersten Dompfaffen bis zum letzten Orchesterdiener“ hatten sie sich in Berlin bemüht, ihm bürokratische Hemmschuhe anzulegen. — Nun ging Felix mit dem festen Gedanken um, sich in Frankfurt ein Haus zu kaufen und diese Stadt zum Dauersitz zu erwählen. Dazu kam noch eine lebenswürdige Einladung der Herzogin Adelheid v. Nassau, worin sie ihm vorschlägt, immer 1–2 Sommermonate in Biebrich zuzubringen, um dort nach Herzenslust Musik zu treiben. Mendelssohn knüpfte weitgehende Hoffnungen an diesen Vorschlag. Aber auch zu kleinen Dingen war Felix in dieser glücklichen Zeit zu haben. Vor mir liegt ein Zeugnis für den Musiker Ferdinand Sprenkel (1824 – 62) aus Frankfurt, das sich dieser Klarinettist von Mendelssohn erbeten hatte; er war zugleich Musiklehrer und begründete den Singverein „Anakreon“, aus dem wiederum der „Arion“ entstand. Zugleich war er bei den „Weißbüschen“ als Musiker tätig. Seinem Sohne, Herrn Kaufmann Siegmund Sprenkel (Firma Haas &

Co.) verdanke ich die Mitteilung folgenden Schriftstücks:

Zeugnis.

Daß mir Herr Ferd. Sprenkel als ein sehr braver und talentvoller Musiker bekannt ist, daß er nicht allein auf seinem Instrument [Klarinette] viel Fertigkeit besitzt, sondern mir auch durch mehrere Kompositionen seine Übung u. Kenntnisse in der Harmonie u. Theorie der Musik bewiesen hat, das ich also ihn zu einer musikalischen Stelle für befähigt halte und ihn für einen seinem Talente angemessenen Wirkungskreis den Musikfreunden zu empfehlen wünsche, bescheinige ich durch meine Namensunterschrift.

Frankfurt a. M., d. 26. September 1844.

Felix Mendelssohn-Bartholdi.

Die wohlthätige Einwirkung Sodens und der Taunusluft auf seine Nerven veranlassten Mendelssohn, auch einen großen Teil der Winters 1844/45 in Frankfurt zu verweilen. Er begab sich in die Behandlung des bekannten Arztes Stiebel, eines alten Lützwowers, der als Feldwebel Bär an der Seite Theodor Körners und des bekannten Oberlehrers Ackermann (Musterschule) den Freiheitskrieg mitgemacht hatte. Jetzt begann Felix die Komposition der Athalia-Musik für den König von Preußen und vollendete den „Ödipus“. Auch entstand hier in Soden und Frankfurt das berühmte Violin-Konzert in E-Moll Op. 64, das er seinem Freunde und ersten Geiger David in Leipzig widmete; ferner ein großes Trio in C-Moll und das letzte Heft der „Lieder ohne Worte“. Endlich begann er die Komposition des „Elias“ und bewirkte die Aufführung seiner „Walpurgisnacht“ hier in Frankfurt im Januar und Februar durch Messer unter seiner geistigen Führung.

Seine Briefe von Frankfurt aus jener Zeit atmen die prächtigste Laune; z. B. vom 29. Januar an die Schwestern „Fenchel“ und „Bekkchen“: „... Seit 4 Tagen bin ich als geheilt entlassen, gehe spazieren und will sogar Freitag auf einen Ball gehen. Cäcilie läßt sich ein weißes Kleid dazu machen mit Rosen, und kurz, wenn ich durch Braten und Wein und Schnarchen Alles das wiedergewonnen habe, was ich in Seufzern und Klagen und Fluchen ausgehaucht habe, so ist bei und alles beim Alten und alles munter... Morgens früh arbeite ich immer, um 10 setzt sich Carl [Sohn] auf eine Stunde zu mir und liest und rechnet; Nachmittags um 5 versuche ich ihm allerlei orthographische und geographische Begriffe beizubringen. — Ich muß aber eine ande-

re Statur haben als Du [Fanny]; während Du [beim Griechischen] findest, das Du eigentlich nichts vergessen hast, finde ich bei meinen Lektionen, das ich nichts behalten habe. Marie [Tochter] lernt die C-Dur-Tonleiter. Sogar die wußte ich nicht mehr recht und ließ beim vierten Finger untersetzen, bis Cäcilie kam und außer sich war.“ — Am 25. März schreibt er an die Schwestern: „... heut ist zum ersten Mal jene bewährte Luft draußen, in der alles Eis und alle Winterkälte schmilzt, und Alles mild und warm und vergnügt wird; wenn Ihr aber keinen Eisgang [in Florenz] habt, so müßt Ihr uns beneiden, statt umgekehrt, denn es ist ein herrliches Schauspiel, und die Spree kann es bekanntlich nicht zuwege bringen. Wie das Wasser hier unter der Brücke springt und sprudelt und stürzt und die großen Blöcke und Scheiben durcheinander wirft und sagt: Packt Euch, mit Euch ist es für's Erste vorbei! Das Wasser feiert auch seinen Frühlingstag und zeigt, das es unter der Eisdecke noch Kraft und Jugend behalten hat und läuft noch einmal so schnell und springt noch einmal so hoch, als in den vernünftigen Tagen anderer Jahreszeiten; das solltest Du einmal sehen! Die ganze Brücke und der ganze Kai sind schwarz von Menschen, die haben alle das schöne Schauspiel umsonst, und die Sonne bescheint sie dabei noch, auch umsonst. — ... Gestern Abend kam ich mit Dr. Schlemmer um Eins aus einer musikalischen Punschgesellschaft, wo ich erst die Beethoven'sche Sonate Nr. 106 aus B gespielt und dann [2 mal 106 =] 212 Gläser Punsch aus ff getrunken habe; wir sangen dann das Duett aus Faust auf der [alten] Mainzer Gasse, weil es so wunderschöner Mondschein war, und heut — habe ich ein wenig Kopfweh ... Ich lese dabei mit allgemeinem Beifall das „Rumpelstilzen“. Kennt das Ernst? Und Walter? und Du? Wo nicht, so lese ich es Euch vor, und Ihr müßt es goutieren; Paul [sein Söhnchen] macht das Manöver am Schluß, wo Rumpelstilzchen mit dem einen Bein in die Erde fährt und sich beim anderen faßt, sehr schön nach, ich empfehle Ernst ein Gleiches.“

Bezeichnend ist in diesem Brief eine Stelle, die von den hier erwachenden kirchlichen Streitigkeiten Kunde gibt: „Wer sich irgend im Mindesten mit den konfessionellen Skandalen des Augenblicks einlassen will und nicht standhaft Alles und Jedes abweist, was Skandal gibt und hervorruft, der wird so tief hineingerissen, das er von Freuden und Freunden getrennt ist, ehe er sich's versieht, und davon fangen in Deutschland die Beispiele in allen Kreisen zu spulen an. ... Die 6 Orgelsonaten sind

fertig; wollt Ihr sie auf der Orgel von Ober-Liederbach hören? Der Schulmeister ist ein freundlicher Herr und erlaubt es sehr gern. (Eben holen mich die Kinder, weil sie einen großen Turm gebaut haben, und das platte Dach mit ihren Musstullen [Latwerge-Bröder] verziert haben; eine schöne architektonische Idee.) ... Alle Leute schreien und plagen mich um eine Oper — ja! Wer nur so einen rechten Stoff bekäme und fände!“ — An diesem Schmerze krankte bekanntlich Mendelssohn sein ganzes Leben hindurch). Keiner konnte es ihm mit einem Operntexte recht machen, nicht einmal die nächsten Freunde. Denn er wollte, wie Müllner sagt, „kein Rührei, gemischt aus Kunst und Unsinn“. Zu Devrient sagt er (Brief aus Frankfurt, 26. April): „Deutsch müßte es [das Textbuch] sein, und edel und heiter; sei es eine rheinische Volkssage, oder sonst ein ächt nationales Ereignis oder Märchen, oder ein rechter Grundcharakter (wie ein Fidelio). Es ist nicht Kohlhaas und nicht Blaubart, oder Andreas Hofer oder die Loreley — aber etwas von alledem könnte dabei sein. Kannst Du mir daraus einen Text machen? Aber ich meine ja [zunächst] keinen Vers, sondern ein Szenarium.“ Und als er noch zuletzt einen halbwegs erträglichen Text zur „Loreley“ von Seibel erhielt, da kam der Tod und nahm ihm die Feder aus der unermüdlichen Hand.

Im Frühjahr 1845 empfing er hier in Frankfurt endlich die Nachricht von der Verlobung seines treuesten Freundes Klingemann (in London) mit Sofie Rosen aus Detmold. Mendelssohn eignete ihr das letzte Heft der „Lieder ohne Worte“ zu. In einem Schreiben an „Beckchen“ vom 11. April heißt es: „Halt, heute habe ich noch ein recht hübsches Angebinde, über das Du Dich gewiß sehr freuen wirst, eine sehr vergnügte Nachricht: Kl. ist Bräutigam mit Sofie Rosen, holt sie im Mai ab, verspricht als Neuvermählter dann sogleich hier [in Frankfurt] durchzureisen; er ist übergücklich, und ich habe vor Freuden 5 Minuten lang im Zimmer getanzt ... Eben habe ich eine Stunde Klavier gespielt, weil ich morgen in einem Konzert für die Überschwemmten<sup>16)</sup> privatim Beethovens C-Dur-Sonate im Cäcilien-Verein spiele. Wir haben jetzt auch eine Frühlingsluft und ein Grünen und Veilchenblühen, das den ganzen Menschen um und um kehrt; das große Wasser [Eisgang] war aber erschrecklich. Ein großes Stück Brückenpfeiler liegt jetzt noch im Main, und ich habe dem Senat sagen lassen, er möchte es doch bis zum Juli liegen lassen,

es würde Euch interessieren. Der Senat antwortete sehr höflich: es würde ohnehin geschehen sein, also um so mehr. Schoten, die mir zu teuer sind, haben wir hier auch, das ist keine Kunst ...“ Er spielt auf sog. Zucker-Schoten an.

Seinen Freund Klingemann auf der Hochzeitsreise nach Frankfurt zu locken ist ihm nun leider nicht gelungen. Es scheint, als ob Klingemann eine Abneigung gegen Süddeutschland gehabt habe. Wiederholt schreibt Mendelssohn: „Du mußt hier die neueren Bilder sehen, manche Musik hören und einigen Souchays wieder begegnen ... Du bist es dem Rhein und dem Taunus und dem Frankfurter Pfarrturm und mir — auch Dir schuldig, wiederzukommen ... Ich bringe halbe, ganze Tage im Walde zu, wo mir es jetzt [Pfungsten] gar gut gefällt. Da suche ich Waldmeister [Asperula odorata] und alle Kinder sowie die Damen lieben und brauen den ächten Maitrank ... Dann war ich den Hügel [Sachsenhäuser Berg] herunter gestiegen, während die Sonne hinter dem Gebirge [Taunus] unterging und der Mond hinter dem Wald auf. Dann war ich über den Main gefahren im Kahn und hatte gedacht, was tue ich jetzt, damit die erste ganze Frühlingszeit so recht im Herzen bleibt?“

Das „Sodener Idyll“, wie man diese ganze glückliche Zeit zu nennen pflegt, war vorüber. Einer seiner schönsten Tonsätze aus Soden war: „Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden.“ Das schöne Fleckchen nassauischer Erde, im Garten Deutschlands zwischen Main und Taunus gelegen, darf es sich zur Ehre rechnen, dem Meister die letzten glücklichen Tage beschieden zu haben. Denn schon gar halb senkte sich die Dämmerung auf Mendelssohns Familie herab. Das öffentliche Spielen war ihm wegen der nervösen Aufregung und der häufigen Kopfschmerzen ärztlicherseits untersagt worden; auch Cäcilien's Brustleiden war nicht ganz gehoben, aber die Kinder hatten den Hauptgewinn davon getragen. Dagegen konnte er noch dem Gewandhaus und dem nach seinen Ideen begründeten ersten deutschen Konservatorium zu Leipzig seine abnehmende Kraft widmen. Im Frühjahr und Frühsommer 1846 eilte er wieder an den Rhein, um in Aachen und Düsseldorf und Lüttich an den dortigen Musik-Veranstaltungen teilzunehmen. Auch war es ihm noch vergönnt, die Uraufführung seines „Elias“ im August 1846 zu leiten. Daneben aber quälte ihn dauernd die Sorge um einen brauchbaren Operntext, von der wir bereits oben gesprochen haben. Immer wieder spricht er dann

von einem Hausbau in Frankfurt, um wenigstens den Sommer hier ruhig erleben zu können.

Sein letztes Werk für Frankfurt war die Komposition des von Friedrich Stolze gedichteten „Liedes für die Deutschen in Lyon“. Dieser schwungvolle Männerchor Op. 76 Nr. 3 entstand im Oktober 1846 und machte ihm doppelt Freude, denn Lyon war die Heimat der Familie Jeanrenaud. Die Gewandhaus-Konzerte dirigierte er im Winter 1846/47 abwechselnd mit Niels Gade, seinem besten Schüler. Aber niemand konnte ihn davon abhalten, im Frühjahr 1847 zum zehnten und leider letzten Male nach England zu gehen, um Klingemann zu sehen und die letzten Triumphe zu feiern. Auf der Rückreise ruhte er sich hier in Frankfurt aus. Da traf ihn im Mai ein furchtbarer Schlag, die Nachricht vom Tode seiner innig geliebten, älteren Schwester Fanny. Er stieß einen lauten Schrei aus, empfand einen heftigen Kopfschmerz und erlitt einen leichten Schlaganfall, von dem er sich unter der Pflege der Frankfurter Freunde zum Glück bald wieder körperlich erholte. Aber seelisch war er gebrochen. Das Verhältnis zu der 3 Jahre älteren Schwester war bekanntlich ein ganz eigenartiges, rührendes, das eine Besondere Betrachtung in Anspruch nehmen müßte. Ihre musikalische Begabung war nicht geringer als die des Bruders. Viele Kompositionen Fannys verstecken sich unter denen des Bruders Felix und marschieren unter seiner Flagge. Beide hatten unter Henses Leitung zusammen gearbeitet und gelernt; sogar Griechisch hatte die kluge Fanny in sich aufgenommen, und später war noch Karl Klingemann der dritte in diesem zarten Bunde. Aber das kein Lebensbündnis zwischen Fanny und Klingemann zustande kam, lag wohl an der Übersiedelung Klingemanns nach London. Später gelang es dem Maler Hensel, die Hand der Fanny nach langer Probezeit zu gewinnen. Und nun war dies seltene Wesen vom Erbübel der Mendelssohns (Hirnschlag) weggerissen. Die Briefe, die er ihrem Andenken widmete, gehören zu dem Schönsten, was wir aus seiner Feder haben. Von ihnen sagt ein Zeitgenosse: „Seine Thränen verwandelten sich in Perlen, ich meine seine Briefe der Trauer um Fanny.“ Von diesem Schicksal hat sich Felix auch nicht mehr erholt. Die Beschäftigung mit der Seibelschen „Loreley“ und eine Schweizerreise brachten vorübergehende Ablenkung, ebenso die Nachricht, das im November an 3 Orten Deutschlands sein „Elias“ aufgeführt werden sollte, in Berlin, Frankfurt und Wien. Seine letzte Komposition

war das „Nachtlied“ von Eichendorff:

Vergangen ist der lichte Tag,  
Von ferne kommt der Glockenschlag,  
So reist die Zeit die ganze Nacht,  
Nimmt Manchen mit, der's nicht gedacht.

Noch kurz vor seinem Tode schrieb er an Klingemann: „Willst Du mir die „Hermannsschlacht“ für Männerchor für das Frankfurter Sängerfest dichten? (Dies Sängerfest war geplant, kam aber nicht wegen der 1848er Revolution zur Ausführung). Etwa nach Klopstocks Gange, nur viel gedrängter und kürzer, und Alles zum Singen!“ Am 4. November 1847, abends kurz nach 9 Uhr ging der 38jährige zur ewigen Ruhe ein, nachdem er einer Reihe von rasch folgenden Schlaganfällen erlegen war. Sein Bildnis auf dem Totenbett (von Bendenmann gezeichnet) soll das beste sein, das wir von ihm haben.

In Frankfurt traf die Todesnachricht ein, als der Cäcilien-Verein seine erste Orchesterprobe zum „Elias“ am Sonntag den 7. Novbr. abhielt. Messer teilte sie sofort mit und alles verharrte in stiller, schmerzlicher Teilnahme. Bald darauf, am 8. Dezember, wurde eine Erinnerungsfeier abgehalten, als nämlich der „Elias“ zum zweiten Male aufgeführt wurde. Alles erschien in tiefer Trauer, und noch wochenlang trugen viele Damen hier und anderswo Trauer um ihren Liebling Mendelssohn.

Die Einsegnung der Leiche in Leipzig gestaltete sich zu einer imposanten Feier. Der Sarg wurde in die Thomaskirche gebracht, von wo er nach erhebenden Reden unter den Klängen des Chors: „Wir setzen uns mit Tränen nieder“ aus der Bach'schen Matth. Passion zur Eisenbahn gebracht wurde. Mendelssohn wurde in Berlin neben der geliebten Schwester Fanny bestattet:

Bei der Erinnerungsfeier im Gewandhaus wurde u. a. gesungen: „Verleih' uns Frieden gnädiglich“. Nur ein deutscher Fürst – es war der damalige Kurprinz und spätere Kurfürst von Hessen (der letzte!) – versagte in Kassel dem Kapellmeister Spohr die Erlaubnis zu einer Trauerfeier.

Die Gattin Cäcilie überlebte ihren Felix bloß bis zum 25. Dezember 1853. An diesem Tage, einem Sonntage, starb sie an ihrem Brustleiden, das nach den Erschütterungen des Jahres 1847 und der folgenden Jahre verstärkt aufgetreten war, hier in Frankfurt gerade, als es zu Mittag läutete. Sie ruht auf dem Hauptfriedhof, aber ich habe das Grab nicht finden können. Vielleicht ist mir ein Verehrer Mendelssohns dazu behilflich. Die Kinder, die bis-

her bei der Mutter in Frankfurt gelebt hatten, wurden in der Verwandtschaft verteilt. Die Töchter Marie (später verehelichte Benecke) und Lilli (später verehelichte Wach) blieben in Frankfurt unter der Obhut der Großmutter Jeanrenaud, während die Söhne Karl und Paul zu ihrem Onkel Paul Mendelssohn nach Berlin kamen. — Und in Anlehnung an Schillers Totenklage dürfen auch wir hier sagen:

Ja, das Schöne vergeht und das Vollkommene stirbt  
– Nur das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab!

## Anhang.

### Erläuterung zu dem Titel-Bilde „die neue Disputa.“

(Stark verkleinert).

Von diesem Bilde sind mehrere Kopien bekannt, das Original ist verschollen. Es wird dem Berliner Professor Moritz August Bethmann-Hollweg, dem nachmaligen preußischen Kultusminister\*, zugeschrieben, der sich um 1818 viel für Kunst und Wissenschaften in seiner Vaterstadt Frankfurt interessierte. Die Zeichnung trägt den Titel „Die neue Disputa“, in Anlehnung an die Disputa der Raphael, und soll die Szene darstellen, wie man sich um den Namen des neuen Cäcilien-Vereins streitet. Unser Bild ist die Nachbildung einer Photographie, die das Vereinsarchiv der Cäcilia des Herrn Georg von Heyder verdankt, dessen Mutter eine geb. v. St. George war.\*\* Diese Photographie ist übrigens selbst wieder von einer Kopie abgenommen. Eine andere Kopie besitzt das Frankfurter historische Museum (C 5797) als Geschenk des Herrn Heinrich Hahn (Kepler-Str. 36), dessen Mutter eine geb. Juillard war. Nach vielen Nachforschungen und Vergleichen ist über die Einzelheiten des Bildes folgendes zu sagen.

Die Figur in der Mitte stellt Schelble vor dem Notenpulte dar. Rechts (vom Beschauer aus) sehen wir stehend: 1. Fr. Molly Müller als Schutzengel, Schelbles Braut; nach anderen soll diese Figur Bethmanns Braut sein. 2. Der Kandidat der Theologie Becker. 3. Wilhelm Manskopf. — Rechts sitzend: 1. Christian Hahn mit Notenrolle, später Lehrer an der Musterschule und Gatte

\* Großvater des Reichskanzlers.

\*\* Schelble's Witwe Molly heiratete einen Herrn St. George.

\*\*\* Das Bild ist in der Festschrift zur 100-Jahrfeier des Cäcilien-Vereins (1918) größer und deutlicher.

der Karoline Juillard. 2. Philipp Passavant. 3. Fr. Katharine Kullmann. 4. Herr Kramer aus Nürnberg, verlobt mit Fr. Kullmann. 5. Fr. Karoline Juillard (vermutlich), die spätere Gattin Hahns, vielleicht auch Fr. Grasemann. Links vom Beschauer erscheinen sitzend: 1. Frau Marianne v. Willemer (Suleika). 2. und 3. Frau Rosette Thomas und Frau Meline Scharff, die Stieftöchter der Frau Marianne v. W. — Links stehend: 1. M. A. von Bethmann-Hollweg (vermutlich, nach anderen Xaver Gleichauf). 2. Gottlieb Petsch (herzueilend, mit Sporen, von einem Ausritte kommend). 3. Die hinten sitzende Dame ist unbekannt, vielleicht Frau Wenner oder Frau Schmidt-Graumann oder Fr. Severus.

Im Hintergrunde erblickt man die thronende Frankonofurtia mit Adler und Füllhorn, die Stadt, die alte Mainbrücke, Sachsenhausen, die Gerbermühle, Oberrad und die Linien des Taunus. — In den Lüften schwebt St. Cäcilia mit Orgel, umgeben von Engeln und den Hauptvertretern der Oratorienmusik, worunter Händel und Glück auf der linken, Beethoven, Mozart und Haydn auf der rechten Seite zu erkennen sind. Das Eingreifen der St. Cäcilia scheint den Streit um den Namen des Vereins beschwichtigt zu haben.\*\*\*

## Litteratur

- 1) Einen Vortrag „Über Mendelssohn und Frankfurt“ von Fräulein Lotti Schrader vom 6.10.1921 im hiesigen [deutsch-reformierten](#) Frauen-Verein durfte ich (im Manuskript) benutzen, wofür ich hier den geziemenden Dank abstatte.
- 2) Devrient, Eduard: [Meine Erinnerungen an F. Mendelssohn-B. und seine Briefe an mich](#). Leipzig, Weber 1869.
- 2a) Wolff, Ernst: [F. Mendelssohn-Bartholdy](#). Berlin. Harmonie. 1906.
- 3) [Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter](#). 1834.
- 4) [Mendelssohn-B., Karl: Göthe und F. Mendelssohn-Bartholdy](#). Leipzig, Hirzel. 1871.
- 5) Lobe, Prof. J. C. [Ein Quartett bei Göthe. Aus Weimars großer Zeit](#). Gartenlaube. Jahrg. 1867, S. 4.
- 6) H e n s e l, Sebastian: [Die Familie Mendelssohn 1729 – 1847](#). 13 Aufl. 2 Bd. Berlin, Behr 1906. Dieses Hauptwerk ist in Folgendem ausgiebig benutzt worden, ebenso natürlich
- 6a) [Briefe von Felix Mendelssohn](#), Herausg. Paul u. Karl M. Leipzig 1899.
- 7) Schnyder v. Wartensee, Franz Xaver: [Lebens-Erinnerungen](#). Zürich 1887.
- 8) Hiller, Ferd.: [Erinnerungsblätter](#). Köln 1884. — Ferner von demselben: [F. Mendelssohn. Briefe und Erinnerungen](#). — Erst 1915 ist Hillers handsch. Nachlaß im Kölner städt. Archiv freigegeben.
- 9) Klingemann, Karl (junior): [Felix Mendelssohns Briefwechsel mit Karl Klingemann](#) (senior). Essen, Bädeler. 1909. — Klingemann war etwas älter als Mendelssohn, gehörte aber zu seinen liebsten Jugendfreunden. Felix hat viele seiner Gedichte komponiert, vor allem die berühmte „Heimkehr“, dann die Lieder: Der Frühling naht mit Brausen, Ringsum erschallt, ein Wiegenlied uff. — Das schottische Reisetagebuch (1829) mit vielen Gedichten von Klingemann, Zeichnungen und Kompositionen von Mendelssohn befindet sich in einer Abschrift von Mendelssohns Hand im Besitze der Familie Klingemann (General-Superint. Karl Klingemann-Koblenz und Dr. Felix Klingemann in Fechenheim-Mainkur bei Frankfurt a. M.)
- 10) Lampadius, Dr. W. A.: [Felix Mendelssohn-Bartholdy](#), Leipzig, Leuckart. 1886. — Eine frühere Schrift des Verfassers (F. M. D. ein Denkmal für seine Freunde. Leipzig 1847) war unmittelbar nach dem Tode Mendelssohns verfaßt und ist durch die neuere wesentlich ergänzt.
- 10a) Bauer, Prof. Dr. Moritz: Frankfurt und die Meister der Ton-Kunst, in „[Geist und Leben im alten und neuen Frankfurt](#)“ S. 105. Frankfurt a. M. Englert. 1918.
- 11) Pasqué, Ernst: Wer hat dich du schöner Wald? Eine Lieder-Erzählung aus dem Leben Felix Mendelssohns. Illustr. Frauen-Zeitung. 1891, Nr. 22. Auch in den „Wiesbadener Volksbüchern“ als Nr. 35 erschienen. — Ein gut beglaubigter Mendelssohn-Flügel befindet sich Im „Musik-Histor. Museum“ des Herrn N. Manskopf zu Frankfurt a. M.
- 12) Hanslick: [Suite, Aufsätze über Musik und Musiker](#).
- 13) [Frankfurter Zeitung vom 3.10.24](#).
- 14) Grove, [Dictionary of Music a. Musicians III](#). 280.
- 15) Wolff, K.: [Mendelssohn in Soden](#). Nassovia, Zeitschrift, Wiesbaden Jahrg. X, S. 44. 1909.
- 16) Didaskalia Jahrg. 1855, Nr. 299.
- 17) Speyer, Edward: [Wilhelm Speyer, der Liederkomponist \(1790 – 1878\)](#) Sein Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen, dargestellt von seinem jüngsten Sohn E. Sp. Mit 47 Bildtafeln. München. Drei-Masten-Verlag 1925.
- 18) Müller, Carl Heinrich: Frankfurt a. M. und der deutsche Männergesang 1815 – 70. ([Beiträge zur Geschichte des deutschen Männergesangs](#)) Frankfurt, Kern u. Birner, 1925.

Die meisten der vorstehenden Druckschriften sind mir von der trefflichen Musik-Bibliothek des Herrn Paul Hirsch hier in F. zur Verfügung gestellt worden, wofür ich auch hier meinen verbindlichsten Dank abstatte. Nicht minder schulde ich Dank Herrn Nikolas Manskopf und seinem musikhistorischen Museum.

[Verlinkungen: Stand 22.4.2025]

Druck von  
L.C. Wittich in Darmstadt

Neu gesetzt im April 2025 von  
Ronald Bieber  
Webmaster und Verwalter des Konzertarchivs des Cäcilienchors